

# aviso – Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern 1\_2016

## Dingwelten – Universitäten als Sammler

Cornelia Weber vernetzt Universitätssammlungen. Für Hans-Michael Körner prägen sie das Profil (s)einer Universität. Udo Andraschke kümmert sich um die Wissensdinge der FAU. Andrea Gáldy zeigt, wie Sammlungen Kultur erhalten. Claudius Stein beherbergt im Georgianum (nicht nur) einen rekapitierten Heiligen. Wolfgang J. Smolka „liest“ den „Kronschatz“ der LMU

# aviso

1|2016



Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst in Bayern

**CORNELIA WEBER** VERNETZT UNIVERSITÄTSSAMMLUNGEN // FÜR **HANS-MICHAEL KÖRNER** PRÄGEN SIE DAS PROFIL (S)EINER UNIVERSITÄT // **UDO ANDRASCHKE** KÜMMERT SICH UM DIE WISSENSDINGE DER FAU // **ANDREA GÁLDY** ZEIGT, WIE SAMMLUNGEN KULTUR ERHALTEN // **CLAUDIUS STEIN** BEHERBERGT IM GEORGIANUM (NICHT NUR) EINEN REKAPITIERTEN HEILIGEN // **WOLFGANG J. SMOLKA** »LIEST« DEN »KRONSCHATZ« DER LMU



DINGWELTEN - UNIVERSITÄTEN ALS SAMMLER

# Inhaltsverzeichnis

2 Inhalt

3 Editorial

4 Worauf ich mich freue

5 Aus meinem Skizzenbuch

Klaus Ceynowa, Generaldirektor der Bayerischen Staatsbibliothek, im Porträt von Dieter Hanitzsch.

6 avisiert

8 Bayerns verborgene Schätze

Der Schatz der Gelehrten

Die Insignien einer alten Universität – sind sie heute nur noch von historischem Wert?

Wolfgang J. Smolka

12 Colloquium

Dingwelten – Universitäten als Sammler

12 Aktiv wie nie zuvor

sind die Universitätssammlungen in Deutschland.

Welches Potenzial in ihnen steckt, erläutert

Cornelia Weber.

16 Was weg ist, ist weg

Universitäre Sammlungen sind Erinnerungsspeicher ersten Ranges. Andrea M. Gáldy

20 Universität der Dinge

Auratische Objekte aus den Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg, vorgestellt in Text und Bild von Udo Andraschke, Ulrich Heber, Christina Hofmann-Randall, Boris Mijat, Doris Mischka, Winfried Neuhuber, Guido Nockemann, Michael Sticherling, Mathias Rösch und Almut Uhl.

26 Möglichkeitsräume und Lernlabore

Wie die Universitäten Erlangen-Nürnberg und Tübingen ihre Sammlungen sichtbar machen und nutzen, zeigt das Interview von Hans-Michael Körner mit Ernst Seidl

und Udo Andraschke.

30 Nur ein „kleines kirchliches Kunstmuseum“

Weit gefehlt! Das Herzogliche Georgianum München ist eine veritable Kunstsammlung, betreut von Claudius Stein.

36 Der Ludovizianische Raub

Wie sich der Staat die Münchner Universitätssammlungen einverleibte, erzählt Hans-Michael Körner.

### 39 Werkstatt

Die Welt als Zeichen und Geheimnis

Die Lobrede zur Verleihung des Jean-Paul-Preises an den Schriftsteller Gerhard Roth hielt Jörg Magenau.

### 44 Resultate

Ein Schmetterling kehrt zurück!

In der DDR entzogen – vom Freistaat Bayern zurückgegeben:

Das Bayerische Nationalmuseum restituiert ein »Schloßbergungsobjekt«. Alfred Grimm

### 48 Aviso Einkehr

Das Gasthaus zum Freischütz in Landshut empfiehlt Gerald Huber.

### 50 Postskriptum/Impressum

### 50 Peter Engel: Wie ich es sehe

## Editorial

LIEBE LESERINNEN, LIEBE LESER,

Universitäts-sammlungen werden seit einigen Jahren neu entdeckt. Kein Wunder, sie sind Fundus für die universitäre Lehre und den Forschungsbereich zugleich. Als Zeugnisse der Wissenschaftsgeschichte gehören sie zum kulturellen Gedächtnis. Die Empfehlungen des Wissenschaftsrats von 2011 rufen dazu auf, die wissenschaftlichen Sammlungen zu erhalten und nutzbar zu machen. Allein in Bayern gibt es nahezu einhundert registrierte Universitäts-sammlungen, davon mehr als die Hälfte an den Universitäten Erlangen-Nürnberg und Würzburg. Als eine der ersten Universitäten in Deutschland hat die Friedrich-Alexander-Universität eine zentrale Kustodie eingerichtet, um die Sicht- und Nutzbarkeit der dortigen Sammlungsbestände zu fördern. Der München-Schwerpunkt in diesem Heft ist auf eine Initiative des Sammlungsbeauftragten der Ludwig-Maximilians-Universität München zurückzuführen, der auf das Potenzial der Münchner Sammlungen aufmerksam machen will. Diesem Impuls ist aviso gern gefolgt, behält das Thema aber bayernweit im Auge, so dass sich andere Sammlungen in künftigen Ausgaben zur Geltung bringen können. Universitäts-sammlungen sind auch für die außeruniversitäre Öffentlichkeit interessant, ist doch eine ihrer Stärken die Vielfalt ihrer Objekte und deren Einsatzmöglichkeiten: Historische Lernmaterialien werden zu attraktiven Exponaten für Ausstellungen. Die bayerischen Universitäts-sammlungen sind anschauliche Zeugnisse für Forschungsdrang und -exzellenz im Freistaat und sie sind Quellen für die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung, forschende oder lehrende Befassung mit den Objekten. Universitäts-sammlungen bezeugen und befördern die Entwicklung der Wissenschaft in Bayern.

Dr. Ludwig Spaenle  
Bayerischer Staatsminister  
für Bildung und Kultus,  
Wissenschaft und Kunst



## **WORAUF ICH MICH FREUE**

UDO HAHN

DAS IST JA mal eine Vorgabe: Worauf ich mich freue! Haben Sie sich dabei ertappt, dass Sie, wenn Ihnen die Frage gegolten hätte, erst einmal hätten überlegen müssen? Ich will ehrlich sein: Doch, ich habe kurz innegehalten. Und mich ein bisschen über mich selbst geärgert. Typisch, kam mir in den Sinn, wir denken meist zuerst an das Negative – an das, was nicht läuft, was keine Freude bereitet, an die Hausforderungen, die es zu bestehen gilt. Als sei alles immer zuerst problembeladen. Was es in der Regel meist nicht ist.

Natürlich gibt es auch an einem Arbeitsplatz im Schloss Tutzing, dem Sitz der Evangelischen Akademie Tutzing, viel Alltagsgeschäft, die üblichen Routinen und – ja – auch Stress und Verdruss. Wäre auch seltsam, wenn es nicht so wäre. Für viele unserer Gäste – die 8.000, die zu unseren eigenen Tagungen kommen, und für weitere 6.000, die über Klausuren, Seminare, Workshops und Kongresse von Firmen, Stiftungen, Universitäten und Einrichtungen hierher kommen – sind wir ein Kraftort. Theologenkollegen heben bei diesem Begriff meist den warnenden Zeigefinger: Achtung, Esoterikverdacht! Aber warum soll man einen solchen Begriff den Esoterikern überlassen?

TATSÄCHLICH BRAUCHT ES Orte, um sich auf Zeit von der Welt zurückzuziehen, um sich umso intensiver mit der Welt zu beschäftigen. Vielen gilt die Evangelische Akademie Tutzing als Denkwerkstatt. Als Raum, der nicht schon von Interessen dominiert wird, sondern als Forum, das Menschen aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft, Medien und Kirche zusammenführt. Meinungsbildung möglich zu machen, die unterschiedlichen Positionen kennenlernen und urteilsfähig werden – das zeichnet unsere rund einhundert Tagungen aus, die wir Jahr für Jahr im Kollegium planen.

An einem Ort, den Menschen wegen seiner interessanten Diskurse aufsuchen, spielt das Ambiente eine unübersehbare Funktion: Wohnen im Schloss, verköstigt werden in einem Restaurant, das nur frische Produkte verarbeitet, die zum weit überwiegenden Teil aus der Biolandwirtschaft kommen, den Tag ausklingen lassen in den Salons, dazu noch der Blick von der Seeterrasse auf Zugspitze, Wetterstein und Karwendel. In diesem Umfeld sind die Menschen für Bildungsprozesse und Kräfte zehrende Debatten in besondere Weise aufgeschlossen.

DAS GILT Z. B. für Politiker, die sich vor mehr als fünfzig Jahren über die Möglichkeiten einer Ostpolitik stritten – und Egon Bahr hier das Motto »Wandel durch Annäherung« erfand. Das gilt auch für Multiplikatoren aus anderen Bereichen der Gesellschaft, die ProAsyl in der Evangelischen Akademie Tutzing erfanden – oder die »Elternzeit«. Eine Denkwerkstatt, die offen ist für alle, denen die Welt nicht gleichgültig ist, sondern die nach Lösungen in der Zivilgesellschaft suchen.

An diesem Ort dienen zu dürfen, ist eine wahre Freude. Worauf ich mich freue: im fünften Jahr meiner Tätigkeit vielleicht doch die eine oder andere Tagung im eigenen Haus mehr besuchen zu können...

Udo Hahn ist Direktor der Evangelischen Akademie Tutzing.

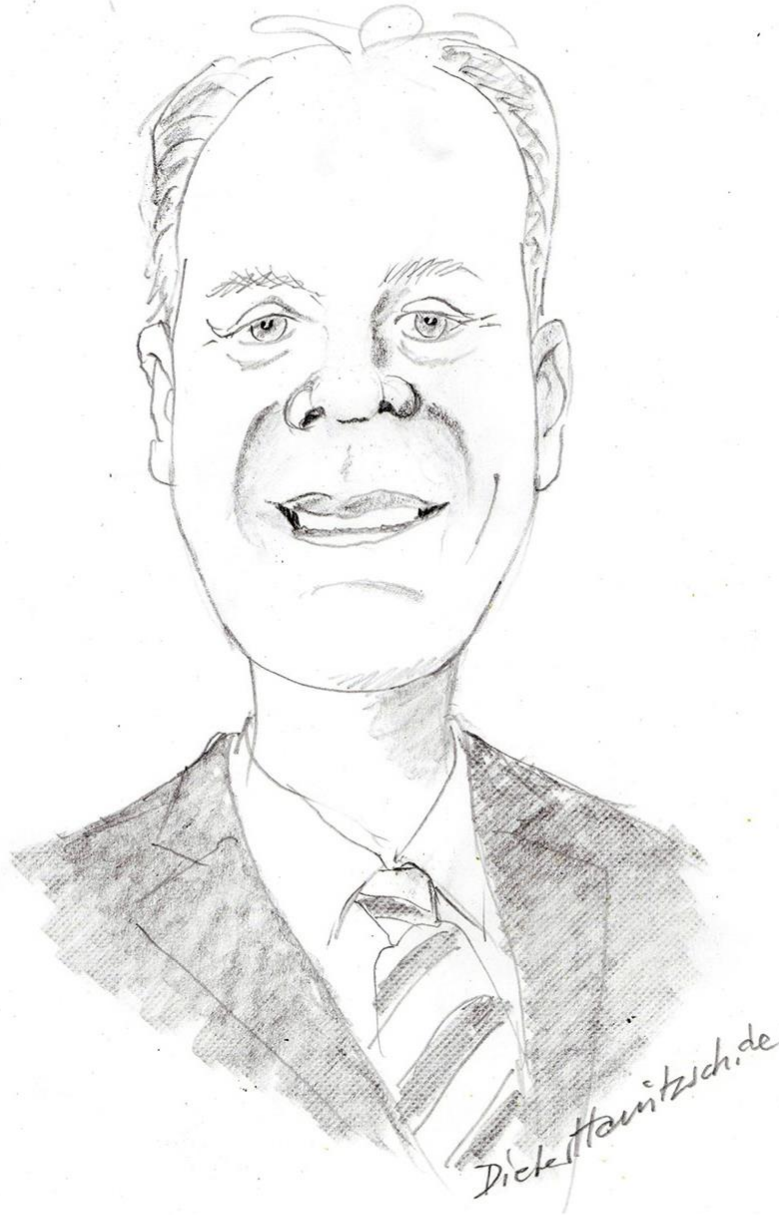


**AUS MEINEM SKIZZENBUCH**

DR. KLAUS CEYNOWA

GENERALDIREKTOR DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK

*DickelHornitzsch* **AUS MEINEM SKIZZENBUCH**  
**DR. KLAUS CEYNOWA**  
GENERALDIREKTOR DER BAYERISCHEN STAATSBIBLIOTHEK



"ITS ALL ABOUT PEOPLE AND  
"CHANGING THEIR MINDS" (Steve Jobs)

**avisiert**

Ausstellungen und Veranstaltungen

**AUSSTELLUNG****JAHRESGABEN – KÜNSTLER DER  
PRODUZENTENGALERIE PASSAU**

Museum Moderner Kunst Wörlen

Passau

12.12.2015 - 14.02.2016

Ebenso wie das MMK wurde auch die Produzentengalerie Passau vor 25 Jahren gegründet. Da Passau keine klassische Stadt des Kunsthandels ist, gründeten Künstler eine Galerie, um eigenverantwortlich, auf eigenes Risiko und eigene Kosten für ihre Vermarktung zu sorgen. In den Jahressgaben – seit 1992 aufgelegte Mappen – präsentieren sich die Mitglieder jährlich mit neuen Arbeiten. Zum Abschluss des gemeinsamen Jubiläumsjahrs in guter Nachbarschaft und Verbundenheit präsentieren beide Institutionen im Skulpturenraum des MMK eine Übersicht über die Entwicklung einer Künstlergruppe, die sich durch Vielfalt und künstlerische Eigenständigkeit auszeichnet.

**AUSSTELLUNG****AUSZEICHNUNG GUTER BAUTEN FRANKEN 2015**

Neues Museum

Nürnberg

26.02.2016 - 03.04.2016

Bauwerke, die sich aus den Grenzen des Hergebrachten lösen, sich mit aktuellen Fragen und Erfordernissen auseinandersetzen, einen Mehrwert erzeugen und Orte schaffen, die für Arbeit, Erholung und Freizeit gerne angenommen werden: Mit dem Architekturpreis Gute Bauten Franken der BDA-Bezirksverbände Unter-, Mittel- und Oberfranken werden Projekte ins Rampenlicht gerückt, die einen wertvollen Beitrag zur aktuellen Baukultur leisten. Die ausgezeichneten Arbeiten machen deutlich, dass nur im gemeinsamen Engagement von Bauherrschaft und Architekten in der Planung und der Verwaltung »Gute Bauten« für die Region entstehen können.



## **WEBANGEBOT**

### **THEMENBIBLIOTHEK ERSTER WELTKRIEG UND NOVEMBERREVOLUTION**

Bayerische Staatsbibliothek  
ab sofort

Fotoalben eines deutschen Offiziers oder Bilddokumente zum Kriegsalltag an der Front gehören zu dem digitalen Quellenmaterial, das nun online zur Verfügung steht: Mehr als 1600 Bände aus der Weltkriegszeit sind nun über einen Spezialkatalog online einsehbar. Das »Themenportal« hilft bei der Recherche. Ein Spezialkatalog« mit mehr als 54 000 Einträgen macht die einschlägigen Bestände der Bayerischen Staatsbibliothek zielgenau auffindbar, ob nun Bücher, Zeitungen, Zeitschriften, Nachlässe, Fotografien, Karten oder Musikalien.  
[erster-weltkrieg.historicum.net](http://erster-weltkrieg.historicum.net)

## **AUSSTELLUNG**

### **NIEDERLÄNDISCHE MODERNE. DIE SAMMLUNG VEENDORP AUS GRONINGEN**

Museum Kulturspeicher  
Würzburg  
19.03.2016 - 26.06.2016

Jeder kennt die altniederländischen Meister des 15. Jahrhunderts um Hieronymus Bosch und die Maler des »goldenen« 17. Jahrhunderts wie Rembrandt, Franz Hals oder Jan Vermeer. Doch wie stand es um die Kunst in den Niederlanden um 1900? Dem Publikum ist der niederländische Beitrag zur Kunst der Klassischen Moderne viel zu wenig bekannt. Zu entdecken sind Künstler wie Isaac Israels, Jan Toorop, Dirk Nijland oder Willem Bastiaan Tholen, Joseph Mendes da Costa und Lambertus Zijl und viele weitere in einer Auswahl der Sammlung Reurt Jan Veendorp aus dem Groninger Museum.

## **WEBANGEBOT**

### **DIGITALE SCHRIFTKUNDE**

Staatliche Archive Bayerns  
ab sofort

Wer sich wissenschaftliche, heimatkundliche oder familiengeschichtliche Forschung betreibt, kommt nicht umhin, sich mit historischen Handschriften vertraut zu machen und sie lesen zu lernen. Dass immer mehr Quellenbestände inzwischen digital einsehbar sind, ändert daran gar nichts, im Gegenteil – auch diese müssen

entziffert werden. Das nötige Fachwissen wird in den Archiven gepflegt und gelehrt. Jetzt steht dieses Wissen via Internet zur Verfügung: Am Bildschirm lassen sich Schriftbeispiele Stück für Stück und nach Schwierigkeitsgrad geordnet entziffern und nach den geltenden Regeln transkribieren. Kommentare erleichtern die Einordnung in den Entstehungs- und Funktionszusammenhang. Ein Buch gibt es dazu auch. [gda.bayern.de/DigitaleSchriftkunde/](http://gda.bayern.de/DigitaleSchriftkunde/)

## **TAGUNG**

### **DIE SAMMLUNGEN DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN GESTERN UND HEUTE. EINE VERGLEICHENDE BESTANDSAUFNAHME**

1573–2016

LMU München

17.02.2016 - 19.02.2015

Die Tagung versteht sich als Auftakt und Bilanz zugleich: In drei Sektionen wird eine Bestandsaufnahme versucht, und zwar einleitend zur Situation der Universitätssammlungen im deutschsprachigen Raum (I), um dann zu den wissenschaftlichen Sammlungen der Ludwig-Maximilians-Universität an ihren Standorten Ingolstadt, Landshut und München überzugehen, denen sich die Teilnehmer durch Vorträge (II) und Ortsbegehungen (III) annähern können. Intention der Tagung ist es, dass das in den LMU-Sammlungen ruhende Potenzial künftig besser genutzt wird.

## **AUSSTELLUNG**

### **DETLEF ORLOPP. NUR DIE NÄHE – AUCH DIE FERNE. FOTOGRAFIEN**

Ostdeutsche Galerie Regensburg

05.03.2016 - 05.06.2016

Motive wie Landschaften oder Wasseroberflächen weisen auf ein Bedürfnis nach Stille. Sowohl der Natur als auch den Menschen begegnet der Fotograf leise und konzentriert. Seine Arbeiten entstehen erst, wenn er sein Gegenüber ausreichend ergründet hat, um die Strukturen seiner Oberfläche einzufangen – egal, ob es sich dabei um einen Berg, ein Wellenmuster oder ein Gesicht handelt. So stechen Charakteristika heraus, entstehen Überschneidungen zwischen den Motivgruppen: Der 1937 in Elbing, ehemals Ostpreußen, geborene Orlopp erkundet Gesichter wie Landschaften; Felsformationen oder Berge porträtiert er wie menschliche Wesen.

## **AUSSTELLUNG**

### **BITTERSÜSSE ZEITEN: GEGENWART TRIFFT BAROCK**

Edwin Scharff Museum

Neu-Ulm

20.02.2016 - 22.05.2016

Mögen sich die Zeiten geändert haben, die essenziellen Probleme des Mensch-Seins sind die gleichen geblieben. Wir werden geboren, wir leben, lieben und arbeiten, und wir sterben am Ende: Anlass für einen Dialog zwischen thematisch verwandten 30 Bildwerken aus dem holländischen und flämischen Barock des 17. Jahrhunderts – etwa Samuel von Hoogstraten, Pieter Codde oder David Teniers – und 65 zeitgenössischen Werken von international bekannten Künstlern der Gegenwart wie David Hockney, David Lynch und Neo Rauch. Sichtbar werden fundamentale Unterschiede in der Kunst und der Perspektive beider Epochen auf das Leben, aber auch die Gemeinsamkeiten in Form und Motivwahl in den Werken aus der SØR Rusche Sammlung Oelde/Berlin.

## **AUSSTELLUNG**

### **DIE DRAHTSEILKÜNSTLERIN GERMANIA - 100 DEUTSCHE KARIKATUREN**

Museum Georg Schäfer Schweinfurt

noch bis 06.03.2016

Ob »Pfefferstreuer« in den Händen des politischen Journalismus oder Anlass zum stillen »Schmunzeln zum Tabubruch«: Das Medium Karikatur hat schon immer Meinung beeinflusst. In Reaktion auf die aktuell entbrannte Debatte um Wirkung und Aufgabe westlicher Karikatur werden 100 Werke aus den reichen Beständen des Museums gezeigt. Im geschärften Rückblick erscheinen gerade Karikaturen vor 1914, meist in die Ecke des Harmlos-Ästhetischen verbannt, in einem weitaus differenzierteren Licht. Die gefundenen Bildformeln gelten zum Teil bis in die heutige Zeit. Die Präsentation stellt auch die Frage, ob ein Medium, das für sich selbst keine Grenzen kennt, in der Rückschau nicht doch Grenzen hat.

## **LITERATURFESTIVAL**

### **BAMBERGER LITERATURFESTIVAL**

Bamberg und Umgebung

21.01.2016 - 06.02.2016

Wenn Paul Maar ein Festival anregt, wundert es nicht, dass dort ein erlesenes Kinder- und Jugendbuchprogramm präsentiert wird. Das ist aber längst nicht alles!

Mit dem frühen Termin im Jahr ist das neue Festival in der glücklichen Lage, gefragte Autoren nach Bamberg zu locken – etliche mit druckfrischen Büchern im Gepäck: Martin Walser mit dem Roman Ein sterbender Mann, Durs Grünbein mit seinem Erinnerungsbuch Die Jahre im Zoo über das Leben in der DDR. Sogar die weltberühmte Donna Leon kommt nach Bamberg, und die Nobelpreisträgerin Herta Müller, die schon in der Villa Concordia weilte.

## **Bayerns verborgene Schätze**

### DER SCHATZ DER GELEHRTEN

#### DIE INSIGNIEN EINER ALTEN UNIVERSITÄT

Text: Wolfgang J. Smolka

Die »Insignien-Sammlung« der Ludwig-Maximilians-Universität, gegründet 1472 in Ingolstadt, 1800 nach Landshut und 1826 nach München verlegt, mag ein Betrachter heute als Sammlung »schöner Stücke« mit dem Hauch historischer Authentizität erleben. Einst waren Siegeltypare, Szepter, Rektorkette, Matrikelbuch und der vergoldete Tafelaufsatz in Form eines Schiffes jedoch lebenswichtiges Armarium einer Gelehrtenkorporation, einer selbstbewussten und privilegierten Universitas aus Lehrenden und Lernenden – eben der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Universität schlechthin. Es war sozusagen ihr Kronschatz.

ZWEIFELLOS IST DAS Matrikelbuch am besten geeignet, uns das Wesen jener gelehrten Gemeinschaft nahezubringen: Wer zu dieser Gemeinschaft gehörte, musste sich dort eintragen lassen und war damit Angehöriger einer eigenen Rechtssphäre geworden. Verbunden war dies nicht nur mit einer Gebühr, vielmehr hatte die betreffende Person einen Eid zu leisten auf die Statuten der Universität. Auf dem sog. Schwurblatt, einer Buchmalerei, die dem eigentlichen Matrikelband vorgebunden ist, kann man dies noch gut erkennen: ein dunkler Fleck zeugt von den unzähligen Händen, welche sich bei der Eidesleistung auf diese Stelle gelegt hatten. Unter dem ersten Eintrag vom 18. März 1472 findet man den Namen des Stiftspropstes zu Ilmmünster, Theodor Mair, ihm folgen die Namen unzähliger Professoren und Studenten. Die Einträge selbst sind eher karg gestaltet: Name, Herkunft, Stand und Immatrikulationsgebühr sind zu finden, weiter nichts. Dennoch wird daraus eine Auflistung vieler bedeutender Persönlichkeiten, unzähliger Menschen überhaupt, die sehr bald nicht nur aus Bayern, sondern aus einem weit ausgreifenden europäischen Einzugsbereich kommen. Bedeutsam auch für die frühe Matrikel ist, dass nicht Studenten allein dort eingetragen sind, nein, auch alle Professoren und manche »Universitätsverwandte« sind dort zu finden: eben als Ausdruck dafür, dass es sich um einen Zusammenschluss von Menschen zu einer umfassenden Gemeinschaft handelt.

MAG DAS MATRIKELBUCH für die innere Verfasstheit der Universität stehen, so sind die Siegel sichtbares äußeres Zeichen derselben und nicht minder rechtswahrend. Aus der Frühzeit der Ingolstädter Universität sind glücklicherweise

viele Typare überliefert; die meisten stammen vom Ende des 15. bzw. vom Beginn des 16. Jahrhunderts. Die Siegel sind bereits im Stiftungsbrief von Herzog Ludwig dem Reichen der Universität als Ganzes und jeder ihrer vier Fakultäten verliehen worden, und damit eines der wichtigsten Privilegien wie auch Einnahmequellen. Auch das Siegelbild ist bereits im Stifterbrief festgelegt: Die Madonna mit dem Kind unter einem gotischen Baldachin findet sich übrigens auch auf dem »Stifterblatt« im ältesten Matrikelbuch. In den Siegelbildern der vier Fakultäten erkennt man jeweils deren Patrone und Zeichen ihrer »Wissenschaft«, also ihres »Herrschaftsbereiches«. Die Siegelbilder sind also von hohem Symbolwert, zeugen sie doch von der Identifikation mit den Patronen der Korporation und dem Selbstverständnis der jeweiligen Fakultät. Aufbewahrung und Gebrauch der Siegel und Sekrete waren im Statut der Universität streng geregelt. Sie wurden meist zusammen mit Geld und Privilegien in einer »archa«, einer Holzkiste, verschlossen aufbewahrt. Auch solch eine Fakultätskassette ist uns überliefert; wenn man so will, ist sie Teil des Insignienschatzes.

Sind materieller Wert bei Siegel und Matrikelbuch deren rechtsetzender Kraft gleichzusetzen, so fokussiert ein Szepter die Rechtsgewalt der Universität: Die Anwesenheit universitärer Szepter bei feierlichen Anlässen der akademischen Gemeinschaft, getragen ausschließlich von autorisierten Personen, das Vorantragen vor Rektor und Dekanen, symbolisiert Herrschaftsanspruch und Autonomie der universitären Korporation. Für Ingolstadt sind schon seit Gründung Szepter erwähnt, heute noch erhalten sind nur zwei wesentlich jüngere Stäbe: Das Szepter der Artistenfakultät datiert auf 1642, das der drei oberen Fakultäten auf 1600 oder 1642.

DEUTLICH ÄLTER DAGEGEN ist der Star des Insignienschatzes der LMU: Das »Goldene Schiff«, wie der Trinkpokal in Form einer Hansekogge genannt wird. Der aus Silber gefertigte und teilweise vergoldete Tafelaufsatz ist ein Stück aus der Augsburger Werkstätte des Caspar Hentz und wurde 1594 der Universität von einem ihrer ehemaligen Studenten geschenkt – keinem geringeren als dem Erzherzog und nachmaligem Kaiser Ferdinand, der so seiner Dankbarkeit gegenüber der Hohen Schule zu Ingolstadt Ausdruck verlieh. Der Pokal wurde schnell zu einem repräsentativen Prunkstück bei besonderen Anlässen und erreichte, da gleichermaßen der Universität aufs huldvollste verliehen, rasch Insigniencharakter. So sticht der Schiffspokal nicht nur aufgrund seiner Feingliedrigkeit und besonderen Anmutung zwischen all den »üblichen« Insignien hervor, sondern vor allem wegen seiner Singularität. Halt: Ganz der Wahrheit entspricht letzteres nicht, denn es gibt von diesem wunderbaren Werkstück noch ein weiteres, in etwa gleiches aus der Augsburger Werkstatt. Das allerdings befindet sich weit weg von Bayern – im Ostfriesischen Landesmuseum in Emden.

Und wie steht es heute mit dem Schatz der Gelehrten? Sind die Insignien der alten Universität heute doch nur noch eine Ansammlung »schöner Stücke«, gerne auch vorgezeigt als Altersbeweis der Institution und damit doch wieder gebraucht (oder missbraucht?) als Nachweis einer gewissen Dignität bei verschiedensten repräsentativen Anlässen? Der Schiffspokal Ferdinands etwa hatte beträchtlich unter den Einwirkungen des Zweiten Weltkrieges gelitten; nach den großen Nöten der unmittelbaren Nachkriegszeit hatte man sich seiner erbarmt und ihn dem Münchner Goldschmied Pirzl übergeben, der ihn mit viel Aufwand überarbeitete. Bei der Rektoratsübergabe 1954 nahm Rektor Nikolaus Köstler das Prunkstück erneut auf in den Kreis akademischer Würden mit den Worten: »In dieser festlichen Stunde wollen

wir das vor uns aufgestellte köstliche Kunstwerk als glückhaftes Omen einer ferneren guten Fahrt der Ludwig-Maximilians-Universität verstehen.« In den Folgejahren durfte aus ihr bei den Stiftungsfesten der LMU getrunken werden, was immerhin ein besseres Schicksal war, als einst etwa in Konkurrenz zu NS-Symbolen auf der Gästetafel des »Führer-Rektors« Walter Wüst zu stehen. Nicht etwa schnöde konservatorische Bedenken, vielmehr die Studentenrevolten machten dann dem traditionellen Treiben den Garaus.

DAVON BETROFFEN WAR gleichermaßen der Gebrauch der Szepter: auch sie hatten arg unter dem Krieg gelitten und rechts oben Lacksiegel der waren mit bemerkenswertem Aufwand wiederhergestellt worden. Ihr Gebrauch etwa bei der Jahrhundertfeier der LMU mit den Fakultätspatronen 1926, bei der sie dem Festzug der Universitätsprofessoren Kosmas und Damian. durch die Stadt vorangetragen wurden, hatte sicher noch ähnliche Symbolkraft wie einst bei Solemnitäten der Barockzeit. Auch ihre Anwesenheit bei akademischen Feierlichkeiten in den ersten Nachkriegsjahren kann man so sehen. Weit entfernt dagegen vom ursprünglichen Sinn war die »Wiederbelebung« der Stäbe ab den 1990er Jahren etwa bei Examensfeiern. Ihre Anwesenheit mag man noch wohlwollend als vage Sehnsucht oder zaghafte Annäherung an alte Traditionen goutieren, die anschließenden Fotoshootings der glücklichen Kandidaten neben Pedell und Szepter, möglichst in angelsächsischem Talar und Doktorhut, dürften schlicht als Maskerade gelten.

WAS IST DANN aus Matrikelbuch und Siegel geworden? Seit dem Eintrag des Theodor Mair sind Abertausende weitere Namen hinzugefügt worden, bis ins frühe 20. Jahrhundert in weiteren schweren Büchern – welche in der Barockzeit an prachtvoller Gestaltung das erste Buch durchaus übertrafen – dann in Karteien, und bis hin zum heutigen Tage, wenn auch nur noch virtuell, in der Datenbank der Studentenkanzlei. Am Beginn dieser nunmehr schon 543 Jahre währenden ununterbrochenen Kontinuität steht in der Tat das erste Matrikelbuch und markiert als Insignie den Beginn einer großartigen Universitas, auch wenn deren materielle Form heute im Immateriellen angelangt ist.

Gänzlich ohne Funktion sind heute die spätmittelalterlichen Siegeltypare aus Ingolstadt. Immerhin geistert mittlerweile das alte Siegelbild mit Madonna und Kind verschiedentlich durch die LMU, ja, ist sogar wieder fester Bestandteil der »CI« der modernen Münchner Universität. Das freut uns! Ihre einstige Bedeutung aber haben die Siegel längst verloren. Einstmals echte Herrschaftsinstrumente, sind sie nur mehr Monumente einer vergangenen Epoche. Diesen Bedeutungsverlust können wir an einigen dieser Typare ganz offensichtlich nachvollziehen: Wir finden an ihnen kreuzweise angebrachte »Feilenschläge«, mit denen man sie einst nach dem Umzug der Universität nach Landshut unbrauchbar gemacht hatte. Ob dies allein der Mutation der altehrwürdigen Gelehrtenkorporation zur reinen höheren Staatsanstalt im modernen bayerischen Staat unter Minister Montgelas zu verdanken ist, oder vielmehr es nicht doch auch Ausdruck des Zeitgeistes der Säkularisation war, das bleibt einer Interpretation der spärlichen Quellen überlassen.

DIE REKTORKETTE, bestehend aus massiven Goldgliedern und geschmückt mit einem Medaillon mit dem Profil König Ludwig I., ist die jüngste Insignie der LMU. König Ludwig I. verlieh sie der Universität 1826 anlässlich ihrer »Neubegründung« in der Residenzstadt München, mit ihr auch gleichzeitig die Hoffähigkeit für den Rektor. Hat Ludwig die anderen Attribute der Universität, ihre Sammlungen, dieser rigoros

entfremdet, so ist er bei den Insignien den entgegengesetzten Weg gegangen. Besonders diese Insignie trägt eine noch weiter gefasste Symbolhaftigkeit in sich: sie steht ganz speziell für die Wertschätzung dieses Monarchen gegenüber »seiner« Gelehrtenkorporation, einerseits auch für die enge Bindung dieser selbst an ihn, andererseits aber auch unmissverständlich für die Restitution einst in Landshut verlustig gegangener korporativer Rechte. Die Kette findet sich zuverlässig auf jedem Rektorgemälde oder jeder Fotografie eines Rektors »im Einsatz« wieder. Und doch: selbst dieser wenig ungewöhnlichen und auch in weitaus profaneren Bereichen (etwa der Kommunen) verbreiteten Insignie droht an unserer Universität Ungemach, wird sie doch nur äußerst selten auf den Schultern des derzeitigen Präsidenten der LMU gesehen...

Dennoch entfalteten trotz aller Zäsuren in den jüngst vergangenen Jahrzehnten die Insignien der LMU eine beträchtliche Außenwirkung. Oft reisten sie zu zahlreichen Ausstellungen im In- und Ausland, wo sie allerdings kaum in ihrer (ursprünglichen) Funktion, vielmehr in der jeweils typeigenen materiellen Überlieferung des Objektes bestaunt werden sollten. Bis hier in der Tat dann konservatorische Bedenken dem Leihverkehr ein Ende machten, beispielsweise der Schiffspokal dann nicht zur Eröffnungsausstellung des Musée de quai Branly nach Paris reisen durfte. Dort hätte er auch nicht das huldvolle Geschenk eines Fürsten an seine Universität darstellen, vielmehr als Werkstück aus der Alten Welt den Blick auf die Neue Welt repräsentieren sollen.

JEDE ZEIT SUCHT sich ihre Symbole selbst. Jedoch: Die Sammlung der Insignien der Ludwig-Maximilians-Universität ist nicht allein museale Reminiszenz an vergangene Jahrhunderte: Sie ist Kulminationspunkt für Geist und (auch gegenwärtiges) Selbstverständnis einer alten Universität, versteht man, wie jede andere Quelle, auch diese zu lesen.

Dr. Wolfgang J. Smolka ist Leiter des Universitätsarchivs der Ludwig-Maximilians-Universität München.





So J. Juro q. Illustrissimo  
 principi et dno domino Lodo-  
 uico Comitali palatino Rhen. qu  
 feruus superioribus Bavarie  
 duo hereditibus suis dnis de Bavarie  
 Et hys qui pro tempore possessores o-  
 pidi Ingolstat existunt ac eia uniuersa-  
 litati. Nemon eadem opido nullu damp-  
 num inferre volo quamdiu ibidem stu-  
 detis ero et uniuersitatis illius pnuilegys  
 gaudere uoluo.

vii. Enam Juro seruari Jura statuta liber-  
 tates pnuilegia et laudabiles consue-  
 tudines illius uniuersitatis Ingolstaten-  
 sis quamdiu ego ibidem studeas per-  
 mansero et iphus pnuilegys uti uoluo.  
 viii. Juro obedire Rectori Nemon omnibus  
 et singulis alijs rectoribus pro tempore  
 existentibus in omnibus et singulis li-  
 citis et honestis causis et eis condigna  
 exhibere reuerentia et honorem sicut  
 decet sine fraude et capcione Sic me deo  
 adiuet et hec sancti dei euangelia.

+ J. q. pro summo ptece condicere nullum  
 vobis nisi ptece dionem pnuilegys  
 et uniuersitatis ptece dionem pnuilegys  
 et de obedire Rectori ptece dionem pnuilegys  
 et de obedire Rectori ptece dionem pnuilegys



In principio erat uerbu  
 et uerbum erat apud dm.  
 et ds erat uerbu. hoc erat.





## Colloquium

### AKTIV WIE NIE ZUVOR

Universitätssammlungen in Deutschland

Text: Cornelia Weber

WUSSTEN SIE, DASS es allein in Bayern nahezu einhundert registrierte Universitätssammlungen gibt? Und dass mehr als die Hälfte dieser Sammlungen zu den Universitäten Erlangen-Nürnberg (27) und Würzburg (24) gehören? Vermutlich ist das nur wenigen bekannt, denn die Universitätssammlungen waren bisher für die Öffentlichkeit kaum sichtbar. Doch glücklicherweise sind mittlerweile viele aus ihrem »Dornröschenschlaf« erwacht und machen durch vielfältige und ansprechende Aktivitäten auf sich aufmerksam.

Objektbasierte wissenschaftliche Sammlungen existieren an nahezu allen Hochschulen, nicht nur in Deutschland, sondern weltweit. Sie werden vor allem in Forschung und Lehre genutzt, jedoch auch zunehmend in der allgemeinen Bildung eingesetzt, so zum Beispiel als Materialgrundlage für Ausstellungen, die sich an eine größere Öffentlichkeit richten. Die Sammlungen und ihre Objekte stellen einen bedeutenden Teil des kulturellen Erbes dar, vielfach handelt es sich um einzigartige Zeugnisse der Wissens- und Wissenschaftsgeschichte. Universitätssammlungen waren und sind von großer Bedeutung für die Entstehung und Ausdifferenzierung einzelner Disziplinen und nicht zuletzt für die akademische Traditionsbildung.

WAS IST CHARAKTERISTISCH für Universitätssammlungen? Zu nennen ist zunächst die große Vielfalt an Objekten: Es finden sich dort unter anderem Präparate, Gesteine, Mineralien, Drogen, Münzen, Geräte, Instrumente, Modelle,

Gemälde, Skulpturen oder Grafiken. Viele dieser Objekttypen und Materialien sind sonst nirgendwo anders verfügbar, da wissenschaftliche Prinzipien das Sammeln an den Universitäten bestimmen. Auch das Spektrum sammelnder Disziplinen ist beeindruckend. Diese reichen von der Afrikanistik, der Anatomie, der Archäologie und der Architektur über die Botanik, die Chemie, die Ethnologie, die Geowissenschaften, die Mathematik, die Medizin, die Numismatik, die Physik, die Religionswissenschaft bis hin zur Zoologie – um nur einige Beispiele zu nennen. Der größte Teil der Sammlungen ist allerdings – auch das ist charakteristisch – nicht öffentlich zugänglich.

Fälschlicherweise existiert in vielen Köpfen die Vorstellung von alten, verwaisten und verstaubten Sammlungen, die an den Universitäten ein Schattendasein fristen. Das trifft jedoch nicht zu. Ein großer Teil der universitären Sammlungen wird in Forschung und Lehre genutzt. Für viele Disziplinen bilden sie die Basis oder – besser gesagt – das Ausgangsmaterial der Forschung, um neues Wissen zu generieren. Für die Botanik kann das eine Pflanze sein, für die Archäologie eine Scherbe. Neue Forschungsmethoden wie z. B. DNA-Analysen oder bildgebende Verfahren führen auch auf Grundlage älterer Bestände immer wieder zu neuen Ergebnissen. Aber nicht nur durch neue Forschungsmethoden oder Technologien, auch durch neue Fragestellungen oder didaktische Konzepte können Sammlungen oder deren Objekte immer wieder an Relevanz gewinnen. Das gilt selbst für Sammlungen, die zeitweise nur noch historischen Wert besitzen. Und da wir nicht wissen, welche Methoden, Fragen und Konzepte in den nächsten 50 oder 100 Jahren entwickelt werden, sollten wir die Objekte für die nächsten Forschergenerationen erhalten.

ZUSAMMEN GENOMMEN BEHERBERGEN die universitären Sammlungen in Deutschland mehrere Millionen von Objekten. Diese verteilen sich auf über 900 Sammlungen an 85 Universitäten. Einen ersten Überblick über die aktuelle infrastrukturelle Situation der universitären Sammlungen geben entsprechende Kennzahlen, die erstmals im Sommer 2015 publiziert wurden (<http://portal.wissenschaftliche-sammlungen.de/kennzahlen/1/global>).

Ermittelt und veröffentlicht werden diese Kennzahlen von der Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland (<http://wissenschaftliche-sammlungen.de>), die im Jahr 2012 auf Empfehlung des Wissenschaftsrats, eines der wichtigsten wissenschaftspolitischen Beratungsgremien in Deutschland, vom Bundesministerium für Bildung und Forschung eingerichtet wurde. In seiner Stellungnahme wies der Wissenschaftsrat jedoch auch auf die beachtlichen Probleme gerade der universitären Sammlungen hin, deren Potenzial »aus unterschiedlichen Gründen – wie unzureichende Erschließung, Sichtbarkeit, Betreuung, Pflege oder Unterbringung – nicht angemessen ausgeschöpft werden kann« (Wissenschaftsrat: Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen. Drs. 10464-11, Berlin 28. Januar 2011, S. 7, <http://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/10464-11.pdf>). Der Erhalt, die Pflege und Nutzung der Sammlungen stellen viele Universitäten weiterhin vor große Aufgaben.

DIE KOORDINIERUNGSSTELLE IST am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt, das sich bereits seit Mitte der 1990er Jahre der Erfassung, Erforschung und Präsentation von

Universitätssammlungen widmet. Die Koordinierungsstelle fördert bundesweit die Sichtbarkeit und Nutzbarkeit wissenschaftlicher Sammlungen. Ziel ist es, die Sammlungen unter Beachtung ihrer Vielfalt und ihrer lokalen Besonderheiten als dezentrale Infrastrukturen langfristig für Forschung, Lehre und Bildung weiter zu entwickeln und zu vernetzen.

Der Koordinierungsstelle ist es in recht kurzer Zeit gelungen, eine stabile Vernetzung sowie geeignete Initiativen und Maßnahmen zur Weiterentwicklung universitärer Sammlungen anzustoßen und maßgeblich zu unterstützen. Neben den Aktivitäten im Netzwerk Universitätssammlungen konzentriert sich die Arbeit vor allem auf die Arbeitsfelder Qualitätssicherung und -entwicklung, Kommunikation und Vernetzung, Digitalisierung sowie Weiterbildungs- und Serviceangebote.

ZUDEM IST DIE Koordinierungsstelle eine wichtige Verbindung zu den Netzwerken im In- und Ausland, beispielsweise zu dem Arbeitskreis Präparate menschlicher Herkunft in universitären Sammlungen, zu dem europäischen Netzwerk Universeum. European Academic Heritage Network oder zu dem weltweit agierenden Komitee University Collections and Museums (UMAC) unter dem Dach des Internationalen Museumsrats (ICOM).

Im Netzwerk Universitätssammlungen engagieren sich nicht nur Sammlungsvertreter/innen, Kustod/innen und Koordinator/innen, sondern überhaupt an Sammlungen interessierte Wissenschaftler/innen, um gemeinsam Strategien zur Sicherung des Fortbestands akademischer Sammlungen zu erarbeiten und sie noch aktiver in Forschung, Lehre und Bildung einzusetzen. Das Netzwerk trifft sich regelmäßig zu Workshops und Tagungen, bei denen aktuelle sammlungsrelevante Entwicklungen, Projekte und Fragestellungen vorgestellt und diskutiert werden. Die nächste und mittlerweile achte Jahrestagung findet im Sommer 2016 in Hamburg statt. Die Teilnehmer/innen kommen vor allem aus den Universitäten und deren Sammlungen, doch auch Mitarbeiter/innen städtischer und kommunaler Museen sowie größerer Forschungsmuseen nehmen zunehmend an den Aktivitäten der Community teil.

DIESE ENTWICKLUNG IST u.a. auch darauf zurückzuführen, dass die Zusammenarbeit von Universitätssammlungen mit anderen Museen in den letzten Jahren intensiver geworden ist, etwa durch gemeinsame Erschließungs- und Digitalisierungsprojekte. Durch das 2015 bekanntgegebene BMBF-Förderprogramm »Vernetzen – Erschließen – Forschen. Allianz für universitäre Sammlungen« werden derartige Kooperationen weiter gestärkt. Die Vernetzung in Deutschland wird zudem durch die Gesellschaft für Universitätssammlungen e.V. weiter vorangetrieben, die sich der Förderung der universitären Sammlungen widmet und deren gemeinsame Interessen und Ziele gegenüber Repräsentanten der Wissenschaftspolitik und Drittmittelgebern sowie der Öffentlichkeit im Allgemeinen vertritt (<http://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/gesellschaft>).

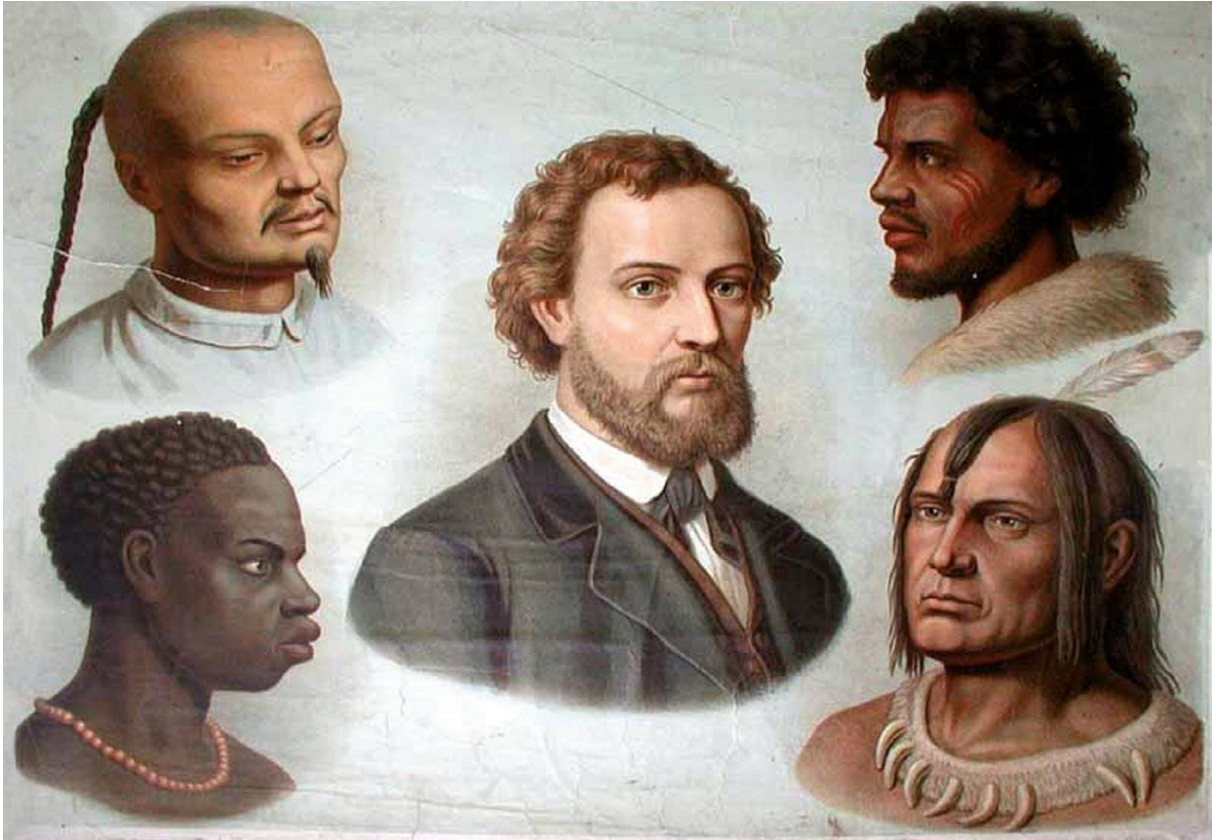
UM DIE SAMMLUNGSARBEIT universitätsweit zu professionalisieren, eine dauerhafte Nutzung und Zugänglichkeit der Sammlungen zu ermöglichen und deren Verankerung im Universitätsalltag zu sichern, sind neben der Entwicklung einzelner Sammlungen weitere Anstrengungen nötig. So ist beispielsweise die Einbeziehung der Sammlungen in den gesamtuniversitären Kontext sehr wichtig. Die Einrichtung

von zentralen Kustodien, Schaffung universitätsweiter Arbeitskreise oder die Verabschiedung einer Sammlungsordnung, in der sich die Universität zu ihren Sammlungen bekennt, sind wichtige Schritte in diese Richtung.

An der Universität Erlangen-Nürnberg wurde beispielsweise – bisher singulär in Bayern – eine Zentralkustodie mit einem hauptamtlichen Sammlungsbeauftragten eingerichtet, der u. a. für die Koordinierung der Sammlungen zuständig ist und damit für die Entwicklung eines gesamtuniversitären Konzeptes.

WÄHREND SICH DIE Universität Erlangen-Nürnberg bereits seit längerem intensiv mit ihren Sammlungen auseinandersetzt, stehen andere Universitäten noch am Anfang. So veranstaltet die Ludwig-Maximilians-Universität München Mitte Februar 2016 erstmals eine Tagung zu ihren wissenschaftlichen Sammlungen, bei der es u.a. um eine Standortbestimmung der Sammlungen der LMU geht. Wir sind gespannt auf die mögliche »Wieder-Entdeckung« einzelner Sammlungen und ihre Einbettung in ein universitäres Gesamtkonzept.

Dr. Cornelia Weber ist Kultur- und Wissenschaftshistorikerin am Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der Humboldt-Universität und Leiterin der Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitätssammlungen in Deutschland.





## Was weg ist, ist weg!

Universitäre Sammlungen als Schatzkammern des Wissens  
Text: Andrea M. Gáldy

STELLEN SIE SICH vor, Sie lebten im Mesopotamien des zweiten Jahrtausends vor Chr. Und bräuchten einen Arzt. Je nach Krankheitsbild hätten Sie sich an eine Heilgöttin gewandt, z. B. an Gula, deren Tempel im Sumerischen Isin (heute Ishan al-Bahriyat, Irak) stand. Eine wichtige Funktion nahmen darin die Tempelhunde ein, deren Speichel antibakterielle Wirkung zeigte und die Wundheilung vorantrieb. Die Behandlung bestand wohl darin, von den heiligen Hunden der Gula geküsst zu werden, was u. U. bedeutend attraktiver erscheint als unsere moderne Apparatedizin. Die Hunde waren nicht nur Attribute und Helfer der Göttinnen, sondern konnten sie auch allein dargestellt symbolisieren. Verstorbene Tempelhunde wurden in speziellen Gräbern beigesetzt.

Wir wissen nicht zuletzt von diesen Praktiken, da Prof. Dr. Barthel Hrouda von der LMU München in den Jahren 1973 bis 1989 in elf Ausgrabungskampagnen die Stadt und ihre Heiligtümer erforscht hat. Die mehrere hundert Stücke umfassende Dokumentation, u. a. kleine Modelle von Tempeln, Gräbern und Ausgrabungsstätten sowie Abgüsse von Siegeln etc. befinden sich im Institut für Vorderasiatische Archäologie der LMU (<http://www.vorderas-archaeologie.uni-muenchen.de/index.html>). Einen weiteren Teil dieser Institutssammlung bildet eine vergleichbar große Anzahl an Originalobjekten. Anfang 2015 zeigte eine Ausstellung zum Thema »Mesopotamien an der Isar« ausgewählte Exponate in der Ausleihhalle der Universitätsbibliothek. Die so bewahrte Kollektion ist weiterhin für Lehre und Forschung verfügbar und stellt wegen ihres gewaltigen Informationsgehalts einen besonderen Wert dar, nicht zuletzt, da das kulturelle Erbe im Herkunftsland durch Kriegshandlungen (Golfkrieg 1990/91, Irakkrieg 2003-2011), Terrorismus und Raubgrabungen seit langem bedroht war und auch weiterhin in ständiger Gefahr ist.



SAMMLUNGEN, DIE GRABUNGSERGEBNISSE aus Krisengebieten wissenschaftlich aufarbeiten und dann als Lehr- und Forschungssammlungen wieder zur Verfügung stellen, sind deshalb von besonderer Bedeutung für die Wissenschaft. Die unsichere Lage im Nahen Osten macht es zum einen unmöglich, weitere Kampagnen zu starten, zum anderen wird das Weltkulturerbe dort täglich von Terroristen dezimiert, wie man leicht in aller ausführlichen Brutalität auf YouTube-Videos verfolgen kann. Doch der Reichtum an Information, den universitäre Sammlungen retten und bewahren, beschränkt sich keineswegs auf die Dokumentation gefährdeter Objekte vor Ort oder den Abtransport von Originalen in sicherere Häfen, vielmehr erlauben sie auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Geschichte unserer Auseinandersetzung, vor allem, wenn es sich dabei um Abgüsse und andere Kopien aus wenig wertvollem Material handelt.

Generell tendieren wir immer noch zu sehr dazu, kulturgeschichtliche Sammlungen nach ästhetischen Kriterien zu beurteilen und sind dann enttäuscht, wenn »unser kulturelles Erbe« nicht der »Schatzkammer« unserer Erwartungen entspricht. Wie komplex und vielschichtig die Erzählung unseres Erbes sein kann, zeigt der Blick auf das Museum für Abgüsse Klassischer Bildwerke München (<http://www.abgussmuseum.de/>), das wie andere Abguss-Sammlungen auch eine Vielzahl von Nachbildungen und Ergänzungen klassischer Kunstwerke beherbergt. Im Jahr 1865 richtete die Ludwig-Maximilians-Universität in München einen Lehrstuhl für Klassische Archäologie neu ein. Der aus Rom berufene deutsche Archäologe Heinrich Brunn übernahm auch die Leitung des Antiquariums in der Residenz, der Antikensammlung, der Glyptothek sowie des Münzkabinetts. Zwei maßgebliche Forderungen Brunns waren die nach einem Fotoarchiv und einer Abguss-Sammlung als Arbeitsmittel. Schon während der Verhandlungen für seine Berufung forderte er die Einrichtung eines »Gipsmuseums« und 1867 verfasste er dazu eine ausführliche Begründung.

HEUTE BIRGT DAS Münchner Abgussmuseum Exponate aus einer Zeitspanne von zwölf Jahrhunderten (7. Jh. v. bis 5. Jh. n. Chr.), darunter Meisterwerke der hellenistischen Plastik seit der Zeit Alexanders des Großen und der römischen Porträtkunst von der späten Republik bis zur Spätantike. Einzigartig sind die umfangreichen Porträtserien des Kaisers Augustus (35 Bildnisse) oder Alexanders des Großen (40 Bildnisse). Seltene Abgüsse aus dem 19. Jahrhundert sowie 191 Dauerleihgaben des Metropolitan Museum of Art in New York tragen zu der besonderen Bedeutung der Sammlung bei, darunter ein farbiges Modell des berühmten Parthenon auf der Akropolis von Athen, das Ende des 19. Jahrhunderts für das Metropolitan Museum gebaut wurde und weltweit das Einzige seiner Art ist.

WÄHREND DIESES MODELL zugleich einen Eindruck von schwer wieder erreichbarer Räumlichkeit und Farbigkeit bietet, ist nur noch ein Teil der originalen Grundlagen für die Rekonstruktion erhalten. Dies ist auch der Fall für drei Koren aus dem Perserschutt der Akropolis, die bei ihrer Auffindung Ende des 19. Jahrhunderts kopiert wurden. Die Künstler Émile Gilliéron père und fils galten bis ins frühe 20. Jahrhundert als die besten archäologischen Zeichner und Illustratoren. Sie kreierte Aquarelle mit farblichen Rekonstruktionen und lieferten bemalte Kopien an die großen Museen und Sammlungen der Welt. Auch wenn vieles an ihrer Arbeit inzwischen kritisiert wird, stellen die drei Koren, die nicht nur Gilliérons Interpretation der Farbspuren auf den Originalen aus dem späten 19. Jahrhundert, sondern auch Brandspuren aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. dokumentieren,

eine bedeutende Rarität und einen Beitrag zur Wissenschaftsgeschichte dar, da Gilliérons Farbrekonstruktionen an den Koren nicht mehr erhalten sind.

Während im Fall von Originalen die oftmals inkorrekten Ergänzungen früherer Jahrhunderte heutzutage meist entfernt werden – d. h. die Gefährdung ist in diesen Fällen nicht das Resultat von Vandalismus, sondern wissenschaftlicher Erkenntnisse –, macht es der vergleichsweise geringe Materialwert und Arbeitsaufwand eines Abgusses möglich, mehrere Versionen nebeneinander aufzustellen und damit die Entwicklung der Forschung und der Technik gleichermaßen zu visualisieren. In der römischen Antike wurden griechische Skulpturen aus Bronze in Marmor kopiert, so dass die meisten antiken Statuen in unseren Museen eigentlich Kopien von Kopien von Kopien eines Originals in unterschiedlichem Erhaltungszustand sind und mit einer erheblichen Bandbreite an nachklassischen Ergänzungen, die sie nach ihrer Wiederentdeckung und neuerlichen Wertschätzung in der Renaissance erhielten. Als ein eklatantes Beispiel für diese Art von Nachleben antiker Skulptur dient die Wiederentdeckung der Laokoon-Gruppe 1506 in Rom vor den Augen der bedeutendsten Künstler der Zeit, die nicht nur die Beschreibung der Gruppe von Plinius d. Ä. zitierten, sondern auch sofort Skizzen der neu entdeckten Gruppe anfertigten. Damals wussten sie nicht, dass die Skulpturengruppe möglicherweise eine Kopie war, aber sie machten sich bald Gedanken darüber, wie die Antike zu ergänzen sei und fertigten Kopien aus Marmor (Uffizien, Florenz) oder Bronze (Bargello, Florenz) für die Sammler ihrer Zeit.

HEUTZUTAGE HELFEN ANTIKE Kopien im Verein mit Münzbildern und modernen Abgüssen in immer besserer Qualität – z. B. die des Herkules Farnese – dabei, die zumeist verlorenen Originale in ihrem ursprünglichen Zustand zu rekonstruieren und damit die Geschichte der künstlerischen Entwicklung einerseits und die der historischen Bildwissenschaften andererseits zu dokumentieren. Paradebeispiel ist die sog. Aufforderung zum Tanz, die es nur im Abguss nach Münzbildern gibt (s. dazu Christoph von Mosch

[https://www.gmcoinart.de/upload/Mosch\\_Tanz\\_2007\\_k\\_204.pdf](https://www.gmcoinart.de/upload/Mosch_Tanz_2007_k_204.pdf))

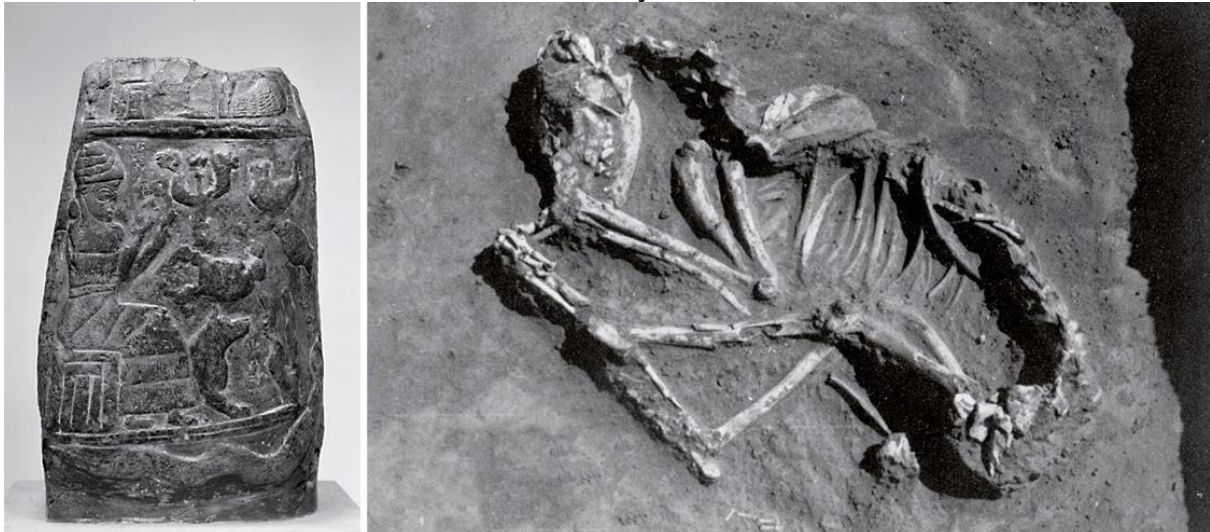
Das MFA hat einen der äußerst seltenen Abgüsse.

Solch eine Behandlung der materiellen Kultur als Dokument und Informationsquelle gibt es in den unterschiedlichen archäologischen Disziplinen sowie in der Kunstgeschichte schon seit der Frühen Neuzeit. In der anglophonen Welt hat der »material turn« inzwischen dazu geführt, dass auch unser neueres naturwissenschaftliches Erbe in zunehmender Weise geschätzt, bewahrt und untersucht wird. Forschung und Lehre in »museology and material culture« sind dort seit geraumer Zeit ein wichtiger Bestandteil des Lehrangebots, das von einer erheblichen Anzahl universitärer Museen unterstützt wird. Denn sind die Sammlungen erst einmal verloren, ist auch das Informationspotenzial für immer weg. Obwohl Digitalisate ein wichtiges Hilfsmittel sind, wie die Bemühungen der »digital humanities« in den letzten Jahren immer wieder beweisen (siehe auch <http://www.kunstgeschichte.uni-muenchen.de/forschung/digitalekg/index.html>), sind sie auch nicht unproblematisch. Als bloße Abbildungen in 2D können sie nicht dieselben Informationen liefern wie andere Medien und der schnelle technische Fortschritt wird bald dazu führen, dass auf die heutigen Formate nicht mehr zugegriffen werden kann.

IM BEREICH DER Naturwissenschaften sind wir in den letzten Jahrzehnten erheblich für die Problematik und die Gefahren des Artensterbens in der Zoologie und Botanik sensibilisiert worden. Entsprechend begreifen wir uns Menschen zunehmend als materiellen Teil der Natur, gemeinsam mit der Tier- und Pflanzenwelt (siehe die Ausstellungen des Münchner Museums Mensch und Natur <http://www.mmn-muenchen.de/index.php/en/>).

Botanische Sammlungen, Gärten und Herbare, in München und anderswo, bewahren, klassifizieren, analysieren und digitalisieren beachtliche Sammlungen von Pflanzen aus aller Welt, um sie auch in Zukunft nutzbar zu machen. In den botanischen Sammlungen in München findet sich z. B. der größte Bestand von Pflanzen aus Afghanistan außerhalb Afghanistans. Der Mangel an politischer Stabilität zusammen mit der Häufigkeit von Naturkatastrophen in der Region könnte hier irgendwann dazu führen, dass eine wissenschaftliche Münchner Sammlung die einzige in solchem Umfang auf der Welt sein wird, die den jetzigen relativen Artenreichtum noch dokumentieren kann und deshalb unbedingt erhalten und erforscht werden muss. Allerdings ist die dafür nötige Wertschätzung oft das Resultat einer Sichtbarmachung in der breiteren Öffentlichkeit. Um das weitere Fach- und das allgemeinere Laienpublikum für ihren Erhalt zu mobilisieren, ist ein erster notwendiger Schritt die Ausstellung von Sammlungen, virtuell und wo es geht auch museal, als Teil eines »outreach« und Vermittlungsprogramms der LMU.

Andrea Maria Gáldy ist Archäologin und Kunsthistorikerin. Der Fokus ihrer Forschung liegt auf der Geschichte von Sammlung und Ausstellung seit der Renaissance. 2004 initiierte und begründete sie die Forschergruppe »Collecting and Display«, die zahlreiche internationale Konferenzen zur Sammlungsgeschichte veranstaltet. Sie lehrte an verschiedenen europäischen Universitäten, u. a. an der Florence University of the Arts in Florenz.







## Universität der Dinge

### Objekte aus den Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg

Text: Udo Andraschke

Ein unscheinbares Stück Papier mit der etwas unsicheren Handschrift eines zwölfjährigen Mädchens darauf, ein schrankgroßes Rechnelement, mit dem die elektronische Datenverarbeitung an der Universität Erlangen einst ihren Anfang nahm, ein eisernes Schwert, das vermeintlich über 2000 Jahre alt ist: So unterschiedlich diese Dinge auch sind, sie alle sind Objekte aus den umfangreichen Sammlungen der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. In ihren Kisten, Regalen und Schubladen drängen sich Objekte der Wissenschaft: Abgüsse und Apparate, Modelle und Moulagen, Münzen und Medaillen, Handzeichnungen und Herbarbelege, Spickzettel und Präparate. Unscheinbares findet sich hier ebenso wie offensichtlich Kostbares, Gelehrtes ebenso wie Kurioses. Für aviso haben Kustoden und Sammlungsbeauftragte der FAU einige der von ihnen bewahrten Objekte aus den Depots geholt. Sie erzählen von Entdeckungen und Zufallsfunden, von Irrtümern und Korrekturen, von Streit und Fälschung, von wissenschaftlichen Konjunkturen und Moden. Objekte universitärer Sammlungen sind jedoch längst nicht nur historische Zeugnisse wissenschaftlicher Arbeit und Neugier. Die hier versammelten Dinggeschichten illustrieren auch die heutige Relevanz universitärer Objektbestände und die vielfältigen Möglichkeiten, mit ihnen umzugehen.

Udo Andraschke leitet die Zentralkustodie der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg.

Zum Weiterlesen:

Udo Andraschke/Maria Ruisinger (Hg.): »Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg«. Begleitband zur Ausstellung »Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg«, Erlangen 2007. In aviso gab es immer wieder Beiträge zu den Sammlungen der FAU, etwa zur Spickzettelsammlung in Heft 1|2009, zur Moulagensammlung in Heft 2|2009, zur pathologischen Sammlung in Heft 2|2013.

## SCHÜLERBRIEFCHEN

Text: Mathias Rösch

Der Sommer des Jahres 1957, eine Nürnberger Volksschule: Ein zwölfjähriges Mädchen denkt in einem unter der Schulbank heimlich weitergereichten Briefchen über Sexualität nach. Die Schule reagiert auf den entdeckten Kassiber mit massivem Druck. Konservativ-autoritäres Denken, auch die strikte Abwertung und Tabuisierung von Sexualität dominieren die Gesellschaft. Doch das Briefchen und die darauf folgende Korrespondenz zwischen der Schule und den Eltern zeigen, dass die vermeintlich stabile westdeutsche Gesellschaftsordnung längst in Bewegung geraten ist. Schülergespräche über Sexualität sind an der Schule kein Einzelfall. Auch in den

Medien wird erstmals offen über Sexualität diskutiert. Vier Jahre später kommt die Pille auf den Markt. Ein Jahrzehnt später – die BRD steckt mitten in der 1968er Revolte – wird der Staat Sexualerziehung in den Schulen einführen und den offenen Diskurs mit den Jugendlichen propagieren.

Auf den ersten Blick scheinen solche Briefchen lediglich Randnotizen des Unterrichtsgeschehens zu sein. Bei genauerer Betrachtung verweisen sie aber nicht nur auf die Disziplinlosigkeit ihrer Schöpfer, sondern dokumentieren in verdichteter Form und in den unterschiedlichsten Tonlagen erste Liebe, Leid und Freude am Unterricht, Auseinandersetzungen mit Lehrkräften und Klassenkameraden, politische Meinungsbildung. Die Schulgeschichtliche Sammlung der FAU bewahrt über 2 500 solcher Zettelchen auf. 2012 entstand daraus die Ausstellung »Willst du mit mir gehen?«, die zuerst im Frankfurter Museum für Kommunikation zu sehen war. Als einzigartige Zeugnisse der Schulgeschichte, der Sprache und Kultur von Jugendlichen, sind diese Briefchen darüber hinaus Gegenstand aktueller Forschung.

Dr. Mathias Rösch ist Leiter des Schulmuseums und der Schulgeschichtlichen Sammlung.

Brief während der Religionsstunde, der die Runde machte.

Liebe Kanne

~~\_\_\_\_\_~~ (mit bei \_\_\_\_\_) ist mit \_\_\_\_\_ gestern ins Bad gegangen, der \_\_\_\_\_ nicht wahr machte  
 zu mir Kansi hat sich geküßt  
 mit \_\_\_\_\_

Mit dem Baumeister hat sie sich auch verliebt, mit dem braunen vom Volksbad. (\_\_\_\_\_)

Nun liebe Kanne stelle nichts an mit deinem Freund

weist schon was ich mein (Klappertorch für Kind bestellen) groß u. Kuß auch an Deine Freundin die geschlossene Sache,

eigentlich Klappertorch!

## ANTENNENSCHWERT

Text: Doris Mischka

1958 brachte ein Grundschüler ein kurzes Eisenschwert in die Ur- und Frühgeschichtliche Sammlung der Universität Erlangen-Nürnberg. »Antennenwaffen« wie diese werden gemeinhin in die ältere Eisenzeit zwischen 800-450 v. Chr. datiert.

Die damalige Sammlungsleitung ließ den Fund im Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz röntgen und begutachten. Anschließend wurde das



Stück restauriert. Die Analysen ergaben, dass das einteilige Schwert keine für solche Waffen typischen Schlackenreste aufweist. Ein silberner Draht am Griff weist ein rundes Profil auf. Diese Ergebnisse wurden als Argumente gegen eine eisenzeitliche Datierung benutzt.

Anfang der 1980er Jahre wird die eisenzeitliche Datierung durch eine andere Forschungsarbeit wieder wahrscheinlich gemacht. Es werden Vergleichsfunde vorgelegt und der Silberdraht als Tauschierung, als metallene Verzierung, interpretiert. Die Fachwelt ist geteilter Meinung.

2013 gelingt es in einer Bachelorarbeit am Institut für Ur- und Frühgeschichte der FAU, den Fund endlich genauer zu datieren. Die metallographische Analyse des verwendeten Metalls bringt eine Klarheit, wie sie selten bei archäologischen Funden möglich ist. Das Metall wird als neuzeitlicher Industriestahl identifiziert. Somit scheidet die eisenzeitliche Datierung aus und ein alter Forschungsstreit kann beigelegt werden.

Es bleiben trotzdem viele Fragen: Ist das Schwert eine vorsätzliche Fälschung, ein gefährliches Kinderspielzeug oder eine Replik eines unbekanntes eisenzeitlichen Vorbilds aus der NS-Zeit? Das Beispiel zeigt, dass Sammlungsdinge immer auch das verkörpern, was man noch nicht weiß und dadurch immer wieder zu neuen Fragen anregen.

Professor Dr. Doris Mischka ist Sammlungsbeauftragte der Ur- und Frühgeschichtlichen Sammlung.



## MATHEMATISCHES MODELL

Text: Udo Andraschke

Mathematische Modelle geben abstrakten Inhalten eine Form. Sie versuchen, komplexe Körper und Kurven, Flächen oder Funktionen visuell und haptisch begreifbar zu machen. Das hier abgebildete, aus Gips und Draht gefertigte Modell zeigt eine sogenannte Kummer-Fläche, eine algebraische Fläche der vierten Ordnung, die aus Gips und Metall gefertigt ist.

Ihre Blütezeit erlebten solche Modelle im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, als man sich an vielen Hochschulen um mehr Anschaulichkeit in der universitären Ausbildung bemühte. So auch in Erlangen, wo Felix Klein als junger Ordinarius der Mathematik die hiesige Modellsammlung begründete und seine Studenten sogar selbst Modelle herstellen ließ. Nach Auffassung Kleins konnte das in der Mathematik benötigte Abstraktionsvermögen nur durch eine »lebendige mathematische Anschauung« geschult werden.

Die Faszination, die diese Objekte auch heute noch auszulösen imstande sind, verdankt sich insbesondere ihrem ästhetischen Reiz. Nicht ohne Grund traten mathematische Modelle in der modernen Kunst wiederholt als Motive und Ausstellungsobjekte in Erscheinung. In der Wissenschaft verloren sie hingegen ab den 1920er Jahren an Bedeutung. Zu den ökonomischen Gründen ihres Verschwindens trat eine immer abstrakter werdende Mathematik mit veränderten Erkenntnisinteressen. Als Anschauungsobjekte zur Vermittlung mathematischer Kenntnisse haben sie jedoch nichts an Wert verloren. Als historische Sachzeugen repräsentieren sie außerdem einen Teil der Universitätsgeschichte und dokumentieren – überaus anschaulich – einen historischen Stand der Mathematik.

Udo Andraschke ist Kustos der Universität Erlangen-Nürnberg.



ZUSE Z 23

Text: Guido Nockemann

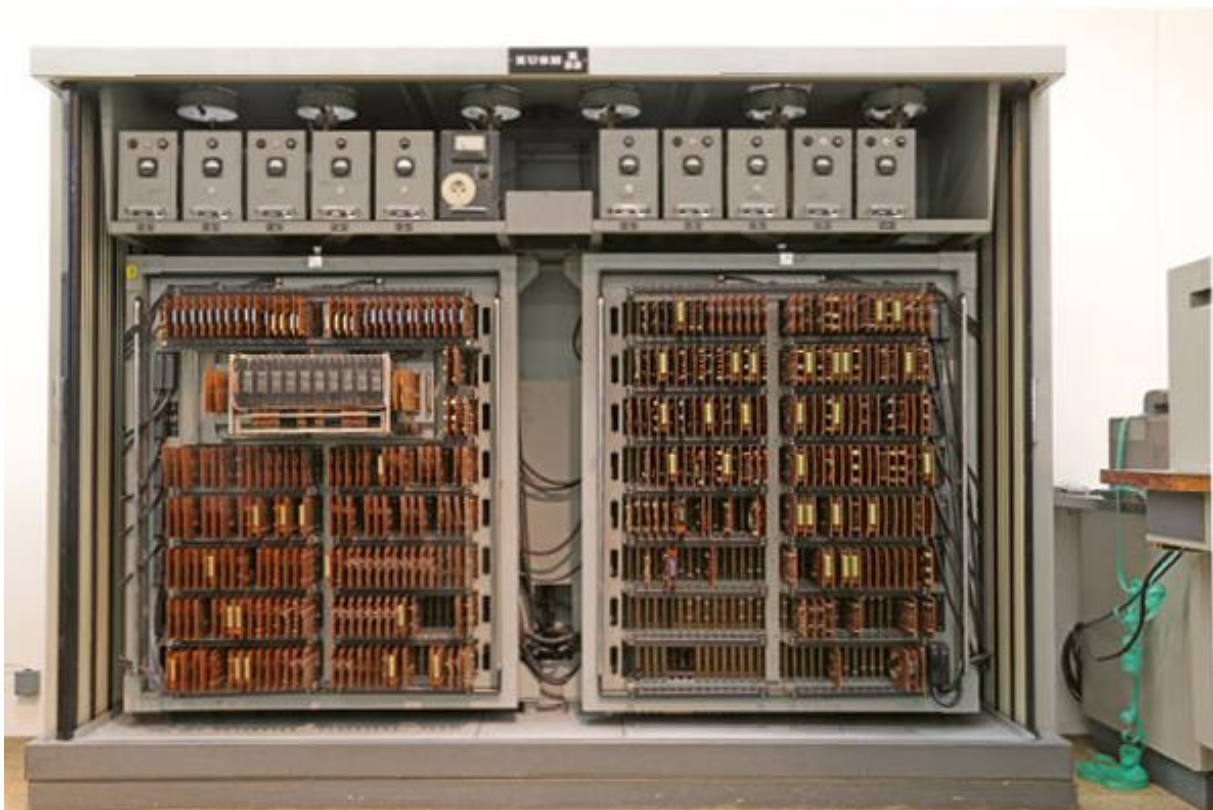
Die Zuse Z 23 war der erste Großrechner der Universität Erlangen-Nürnberg und zählt heute zu den »Preziosen« der Erlanger Informatik-Sammlung. 1962 wurde sie

von der Universität für das Rechenzentrum angeschafft und dort bis in die 1970er Jahre genutzt.

Die etwa eine Tonne schwere Z 23 besteht aus 2 700 Transistoren und 6 800 Dioden. Sie läuft mit einem Takt von 140 000 Hz pro Bit und verfügt über einen Ferritkern- sowie einen Magnettrommelspeicher mit 8192 Wörtern à 40 Bits. Zur weiteren Ausstattung gehören diverse Peripheriegeräte, wie Magnetbandspeicher, analoge Ein- und Ausgabegeräte sowie Lochstreifenleser und -stanzer. Damals kostete die Z 23 340 000 DM, mit allen Zusatzgeräten lag der Preis bei rund 640 000 DM. Mit der Anschaffung der Z 23 wurde an der FAU der Grundstein für die elektronische Datenverarbeitung gelegt. An ihr lernten zahlreiche Studierende die Programmierung und Anwendung von ALGOL, eine Familie von Programmiersprachen, die bis in die 1980er Jahre verwendet wurde. Von der Z 23 wurden insgesamt 98 Stück gebaut, die vor allem an deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen zum Einsatz kamen.

Nach über 30 Jahren Stillstand konnte das Erlanger Exemplar nach zwei Jahren Restaurierungsarbeit 2014 wieder in Betrieb genommen werden. Derzeit ist sie wohl die einzige lauffähige Z 23. Bei Führungen und besonderen Anlässen ist sie regelmäßig in Aktion zu sehen. Ab März 2016 wird eine Z 23 neben weiteren Stücken aus der Erlanger Informatik-Sammlung auch in der Ausstellung »Vom Abakus zum Exascale« im Museum für Industriekultur in Nürnberg gezeigt werden.

Guido Nockemann ist wissenschaftlicher Leiter der Informatiksammlung.



## FEDERZEICHNUNG

Text: Christina Hofmann-Randall

Die Graphische Sammlung der Universität Erlangen-Nürnberg gilt mit ihren 1800 Handzeichnungen des 14. bis 18. Jahrhunderts als einziges unversehrt erhaltenes Zeugnis der großen Nürnberger Kunstsammlertradition. Von Nürnberg aus gelangte die Sammlung in den Besitz der Markgrafen von Ansbach und von dort 1805/06 nach Erlangen. Vor allem die 150 Zeichnungen des 14. und 15. Jahrhunderts gehören zu den weltweit bedeutendsten ihrer Art. Neben Meisterblättern Dürers, Altdorfers oder Cranachs enthält die Sammlung vor allem Werkstattmaterial wie Musterblätter, Skizzen, Kompositionsentwürfe, Kopien oder auch selbständige Arbeiten von Lehrlingen und Gesellen, die in den verschiedenen Werkstätten ihre Ausbildung absolvierten. 1929 zum ersten Mal katalogisiert, werden die Handzeichnungen seit 2006 nach heutigen wissenschaftlichen Standards und mit Beteiligung von Studierenden der Kunstgeschichte erschlossen. Zwei Bände sind bereits erschienen, ein dritter, der die bislang fast unbekanntem barocken Zeichnungen erfasst, ist in Vorbereitung.

Die hier gezeigte Federzeichnung einer gekrönten und geflügelten Gottheit, auf einer Wolke schwebend, und von den vier Winden umgeben, stammt von einem unbekanntem Künstler aus dem süddeutschen Raum. Entstanden ist sie wohl kurz vor oder nach 1700. Vermutlich diente sie als Entwurf für ein größeres Gemälde und kann daher als typisches Beispiel für den Werkstattcharakter der Erlanger Sammlung gelten. Dafür sprechen auch die beiden kleineren Zeichnungen eines Wasserfalls und eines barocken Obeliskens, die wohl ebenfalls als Vorlagen geplant waren.

Dr. Christina Hofmann-Randall ist Leiterin der Graphischen Sammlung der UB Erlangen-Nürnberg



## HERBARBELEG

Text: Almut Uhl

In einem Herbar werden getrocknete Pflanzen auf Papierbögen befestigt und mit einem Etikett zu Fundort, Datum und Sammler versehen. Im Herbarium der Universität Erlangen-Nürnberg werden rund 170000 solcher Belege aus aller Welt bewahrt, die derzeit digital erfasst werden. Herbarbelege sind eine unverzichtbare Grundlage für die Pflanzensystematik und die Beurteilung der Artenvielfalt.

Das Beispiel einer seltenen Orchidee mit dem komplizierten Namen *Epipactis helleborine* subsp. *xzirnsackiana* Riech. aus der Fränkischen Schweiz mag dies veranschaulichen. Ehe Adolf Riechelmann im Jahr 2010 diese Sippe beschrieben hat, war sie völlig unbekannt. Genau dieses Exemplar, nach dessen Merkmalen die Erstbeschreibung erfolgte, wird als so genanntes Typusexemplar im Erlanger Herbar aufbewahrt. Bislang wurde noch kein weiterer Wuchsort dieser natürlich entstandenen Hybride entdeckt.

Aber nicht nur Merkmale wie Blüte, Blattform oder Verzweigung ermöglichen das Erkennen einer Art. Herbarbelege erlauben beispielsweise auch molekulargenetische Untersuchungen. Mit konserviertem Material lassen sich selbst nach etlichen Jahrzehnten noch Analysen durchführen, um etwa Aspekte der Verwandtschaft und Evolution zu erforschen.

Diese Fülle an Informationen geht auch in die aktuelle Biodiversitätsforschung des »Herbarium Erlangense« ein. Sie liefern wertvolle Daten bei der Erstellung Roter Listen oder dienen wie das hier gezeigte Beispiel der Orchidee als wichtige Datengrundlage für eine neue »Flora von Bayern«.

Almut Uhl ist Diplom-Biologin und Mitarbeiterin im »Herbarium Erlangense«.



## CHOENKÄNNCHEN

Text: Boris Mijat

Häufig fallen kleine Exponate den Besuchern eines Museums kaum auf – es sei denn, sie werden besonders in Szene gesetzt. Solche Stücke besitzen jedoch oft nicht nur ihren eigenen Charme, sondern können trotz ihrer scheinbaren »Unwichtigkeit« so manches mal auch wichtige Interpretationsansätze bergen. In der Antikensammlung Erlangen steht ein attisch rotfiguriges Choenkännchen aus dem letzten Viertel des fünften Jahrhunderts vor Christus, das dafür ein gutes Beispiel ist.

Choenkannen, also bauchige Weingefäße, waren unverzichtbare Gerätschaften bei den so genannten Anthesterien, einem Weinfest, das in Athen gefeiert wurde. Denn es galt am zweiten Festtag eine solche Kanne in einem Zug zu leeren. Für Kinder sind entsprechende Kleinausführungen belegt.

Das Stück in Erlangen trägt ein Vasenbild, dessen Aussage entziffert werden kann. Eine Frau, an ihrer Kleidung als Amme oder Dienerin zu erkennen, zeigt einem Kleinkind eine Weinrebe. Vor ihnen sitzt ein Hund und hinter den beiden steht eine Choenkanne am Boden. Üblicherweise als gewöhnliche Alltagsdarstellung gedeutet, kann dies angezweifelt werden, da Weinrebe und Choenkanne im selben Bild dargestellt sind. Auf Gefäßen desselben Typus aufgemalt, verweisen sie auf die Anthesteria, zeitlich und räumlich also an den Frühlingsanfang in der Stadt Athen. Weinreben hingegen werden im Spätsommer auf den Feldern außerhalb der Stadt gelesen. Somit könnte man hier von einer Zusammenschau des gesamten Weinzyklus von Frühling bis Spätsommer sprechen, die dem Betrachter hier vor Augen geführt wird.

Boris Mijat ist Social-Media-Beauftragter der Antikensammlung.



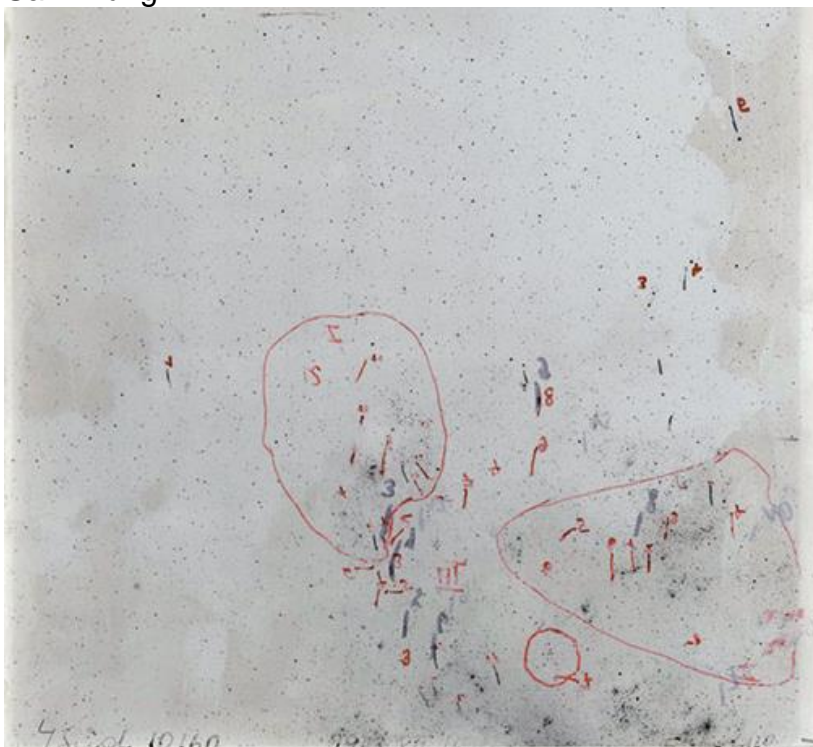
## GLASNEGATIV

Text: Ulrich Heber

Die Suche nach Sternen, die ihre Helligkeit verändern, zählte bis in die 1970er Jahre zu den zentralen Forschungsgebieten der Bamberger Sternwarte, die seit 1962 zur Friedrich-Alexander-Universität gehört. Dazu wurde der Himmel systematisch in den Blick genommen und auf Glasplatten fotografisch erfasst. Über 40.000 Aufnahmen sind auf diese Weise entstanden, ein Archiv des Sternenhimmels. Die eine Hälfte dieser Fotografien wurde zwischen 1911 und 1962 in Bamberg, die andere zwischen 1962 und 1974 an der Außenstation der Sternwarte in Südafrika angefertigt. Mehr als 1700 so genannte »Bamberger Veränderliche« konnten bislang auf ihnen entdeckt werden.

Wenngleich moderne Kameras und Teleskope längst viel bessere Bilder des Sternenhimmels liefern, sind diese Aufnahmen noch immer von großem wissenschaftlichem Interesse. Denn das Universum ist nicht statisch – alle Objekte in ihm sind in Bewegung und etliche von ihnen zeigen Helligkeitsschwankungen, die manchmal nur wenige Sekunden andauern oder sich aber über Jahrzehnte hinziehen können. Das Glasplattenarchiv erlaubt einen Blick in ihre Vergangenheit. Derzeit werden die Aufnahmen in einem Verbundprojekt mit anderen Forschungseinrichtungen digitalisiert, die Daten mit modernen Bildverarbeitungstechniken aufbereitet und mit den Datenbanken anderer fotografischer und digitaler Himmelsdurchmusterungen im so genannten »Virtual Observatory« verknüpft. So entsteht ein Bild von der Entwicklung des Himmels in den letzten 100 Jahren, das von überall auf der Welt betrachtet und erforscht werden kann.

Professor Dr. Ulrich Heber ist Sammlungsbeauftragter der Astronomischen Sammlung.



## WACHSMOULAGE

Text: Michael Sticherling

Moulagen sind naturgetreue Abformungen von erkrankten Körperteilen in Wachs und waren vor Verfügbarkeit der modernen Photographie ein wichtiges Abbildungsmedium in der Medizin. Gerade Hautkrankheiten wurden seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert mit Emanzipierung der Dermatologie als eigenständigem Fach in Wachs festgehalten. Moulagen wurden in den damals neu gegründeten Hautkliniken zu großen Sammlungen zusammengetragen und dienten der Lehre und Weiterbildung von Medizinstudenten und Ärzten. Sie dokumentieren damit auch das Krankheitsspektrum der damaligen Zeit.

Das hier abgebildete Objekt zeigt einen so genannten Primäraffekt an der Unterlippe, ein schmerzloses, derbes Geschwür als erste Manifestation einer Syphiliserkrankung. Die Syphilis ist eine durch Schraubenbakterien hervorgerufene Geschlechtskrankheit, die stadienhaft verläuft. Im späteren Verlauf kann sie auch einzelne Organe wie Herz und zentrales Nervensystem befallen und damit zu erheblichen Symptomen bis hin zum Tod führen. Nachdem die Syphilis hierzulande fast verschwunden war, ist in den letzten Jahren wieder ein Anstieg der Krankheitsfälle zu verzeichnen. Eine effiziente Behandlung ist heutzutage und im Gegensatz zur Lebenszeit des hier abgebildeten Patienten allerdings mit Antibiotika möglich. Die Erlanger Sammlung umfasst außer dieser noch etwa 150 weitere Moulagen, die den großen Anschauungswert dieser weitgehend in Vergessenheit geratenen Lehrmittelkunst belegen. Die Erlanger Moulagen sind aber nicht nur beeindruckende Dokumente der Medizingeschichte, einige von ihnen dienen heute auch wieder der Schulung des ärztlichen Blicks und damit ihrem ursprünglichem Zweck.

Professor Dr. Michael Sticherling ist stellvertretender Direktor der Hautklinik und Sammlungsbeauftragter der Moulagensammlung.



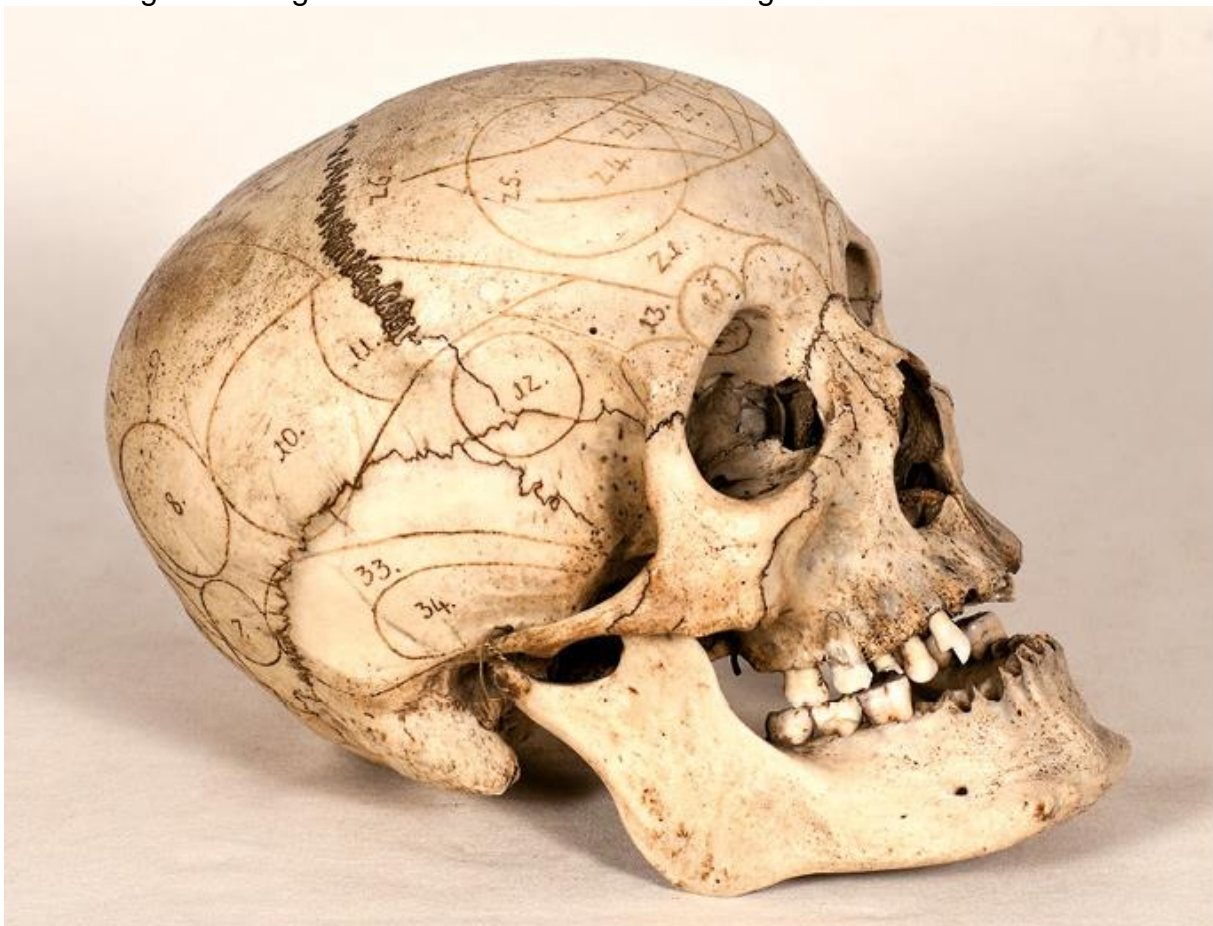


## PHRENOLOGIE-SCHÄDEL

Text: Winfried Neuhuber

Dieser Schädel aus der Anatomischen Sammlung der Universität Erlangen-Nürnberg diente vor rund 200 Jahren der Vermittlung der so genannten Gallschen »Schädellehre« oder Phrenologie. Der Wiener Arzt und Anatom Franz Josef Gall (1758-1828) nahm an, dass die geistige Natur des Menschen auf physische Gegebenheiten zurückzuführen sei. Die »Verrichtungen des Hirns« ließen sich an »Erhabenheiten und Vertiefungen am Kopfe oder Schedel« erkennen und lokalisieren. Gall unterschied eine Reihe von Charaktereigenschaften, denen er genau bezeichnete Schädelregionen zuwies. Dazu gehörten etwa der Kunstsinn, die Kinderliebe, der Tiefsinn, aber auch der Rauf- und Mordsinn. Galls Organologie erfreute sich in manchen akademischen, vor allem aber in Laienkreisen großer Beliebtheit, weil sie über das Betasten des Schädels Einblicke in Begabungen und Charaktereigenschaften versprach. Sein Versuch, Verhalten und Hirnanatomie in ein systematisches Zusammenhangskonzept zu bringen, verkam unter seinen Schülern jedoch zu einem einträglichen Geschäftsmodell. Galls Theorie blieb trotz anfänglichen Zuspruchs umstritten, in Wien wurde sie gar verboten. Nichtsdestoweniger nahm sein Ansatz visionär das von der modernen Neurowissenschaft favorisierte Konzept eines in der Hirnstruktur des Individuums verankerten Netzwerkes von Modulen vorweg, das unserer jeweiligen Einzigartigkeit zugrunde liegt und mit dem wir unser individuelles Verhalten steuern.

Professor Dr. Winfried Neuhuber ist Direktor am Institut für Anatomie und Sammlungsbeauftragter der Anatomischen Sammlung I.



## **Möglichkeitenräume und Lernlabore**

### Wie die Universitäten Erlangen-Nürnberg und Tübingen ihre Sammlungen sichtbar machen und nutzen

Interview: Hans-Michael Körner mit Ernst Seidl und Udo Andraschke

Bayerns Universitäten beherbergen eine Vielzahl von Lehr- und Forschungssammlungen, die auf unterschiedliche Art und Weise organisiert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. In München besteht eine Sondersituation: Viele Universitätssammlungen sind inzwischen zu Staatssammlungen unter der Leitung eines Professors der LMU geworden. Bisher ist es nur in Teilen gelungen, die der Universität verbliebenen Sammlungen sichtbar zu machen. Der Sammlungsbeauftragte der LMU, Professor Dr. Hans-Michael Körner, sucht nach geeigneten Wegen, diese Situation zu verändern und sprach deshalb mit Udo Andraschke, Leiter der Zentralkustodie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (FAU), und mit dem Direktor des Museums der Eberhard Karls Universität Tübingen (MUT), Professor Dr. Ernst Seidl.

**KÖRNER:** Seit Jahrhunderten haben Universitäten Sammlungen aufgebaut. Ich wundere mich immer wieder, wie wenig das in der Öffentlichkeit bekannt ist. Wie alt und wie umfangreich sind die Sammlungen in Tübingen und Erlangen? **SEIDL:** Die Universität Tübingen ist fast 540 Jahre alt. Sie birgt in ihren rund 55 Fachsammlungen einen europaweit einzigartigen Bestand. Schwerpunkte liegen auf den Archäologien, Kulturgeschichte, den Geo- und Naturwissenschaften sowie Medizin. Wir haben aber auch, um nur ein Beispiel zu nennen, eine der bedeutendsten islamisch-numismatischen Sammlungen Europas.

**ANDRASCHKE:** Die FAU, immerhin über 270 Jahre alt, verfügt über eines der breitesten Fächerspektren deutscher Universitäten; entsprechend vielfältig ist ihre Sammlungslandschaft. Manche Sammlungen sind so alt wie die Universität selbst, etwa die Anatomische Sammlung, andere repräsentieren jüngere Forschungsgebiete, wie beispielsweise die Informatik-Sammlung.

**KÖRNER:** Universitätssammlungen sind ja etwas ganz Besonderes. Was unterscheidet sie von musealen Sammlungen? Und wo liegen die Gemeinsamkeiten?

**ANDRASCHKE:** Ihrer eigentlichen Funktion nach dienen die meisten universitären Sammlungen dem Einsatz in Forschung und Lehre. Das unterscheidet sie von den Beständen einer klassischen musealen Sammlung. Unsere Objekte repräsentieren gleichzeitig aber auch einen bedeutenden Teil der Universitäts-, Kultur- und Wissenschaftsgeschichte und eignen sich ausgezeichnet dazu, Wissenschaft und Wissenschaftsgeschichte anschaulich werden zu lassen. Gerade diese Mehrdeutigkeit, dieses Unbeständige der Bestände macht sie so anregend und wertvoll. Universitäre Sammlungen sind in hohem Maße Möglichkeitenräume.

**SEIDL:** Wie Museumsbestände gehören Universitätssammlungen zum

kulturellen Erbe! Wir tragen eine Verantwortung diesem Erbe gegenüber, die wir wahrnehmen müssen! Daraus erwachsen einer Universität Chancen, aber auch Verpflichtungen. Dazu gehört es, die Betreuung der Bestände in verantwortungsvoller Weise zu organisieren. Sie müssen ja auch für nachfolgende Generationen von Forschenden, Lehrenden und Studierenden bewahrt werden.

KÖRNER: Wo sind die Sammlungen Ihrer Universitäten untergebracht – und wie zugänglich sind sie für die Öffentlichkeit?

SEIDL: Von den vielen Sammlungen der Universität Tübingen ist etwa ein Drittel öffentlich zu besichtigen. Im Museum »Alte Kulturen« auf Schloss Hohentübingen sind die acht Sammlungen der Archäologien zu finden, mit Ur-, Frühgeschichte, Ägyptologie, Altorientalistik, Klassischer Archäologie mit deren Originalsammlung und Gipsabgüssen, dazu Numismatik und Ethnologie; hier gibt es etwa 4000 Objekte auf 2000 m<sup>2</sup> zu besichtigen. Andere Sammlungen befinden sich in der Stadt. Nah beieinander im Tal sind die Paläontologische Sammlung – eine der größten an einer europäischen Universität übrigens – die Zoologie, Mineralogie und die Graphiksammlung zu finden. Die Sammlungen sind meist in Schauräumen, in Magazinen und Depots der Institute untergebracht. Das ist wichtig, um ihre Bedeutung, Geschichte und Nutzung im Kontext der Fächer zu gewährleisten.

ANDRASCHKE: Über Schauräume verfügen nur die wenigsten der etwa 25 Sammlungen, etwa die Antikensammlung oder die Sammlung der Ur- und Frühgeschichte. Der Großteil der Dinge befindet sich vielmehr in Depot- und Magazinräumen an rund 30 Standorten, überwiegend in unmittelbarer Nähe zu den jeweiligen sammlungstragenden Instituten oder Institutionen. Die meisten Sammlungen bieten aber regelmäßig Führungen an, die einen Blick in sonst verborgene Magazine gestatten.

KÖRNER: Ihre Universitäten haben ja bereits geschafft, was München – hoffentlich! – noch vor sich hat: Sie haben eine Kustodie bzw. ein Museum für die Universitätssammlungen eingerichtet. Wie kam es dazu?

ANDRASCHKE: Die Anfänge der Kustodie gehen eigentlich auf eine Initiative von »unten« zurück. Vor etwa zehn Jahren wurde ein Arbeitskreis einzelner Kustoden und Sammlungsverantwortlicher der FAU ins Leben gerufen. Zu den ersten Vorhaben dieses Zusammenschlusses gehörte eine gemeinsame Ausstellung, die 2007 unter dem Titel »Ausgepackt. Die Sammlungen der Universität Erlangen-Nürnberg« im Erlanger Stadtmuseum zu sehen war. In der Zeit davor fristeten viele der Sammlungen eher ein Schattendasein. »Ausgepackt« wurde zu einer Art Fanal. Im Anschluss an die sehr erfolgreiche Ausstellung und die übrigen Aktivitäten des Arbeitskreises ergriff die Universitätsleitung Maßnahmen zur nachhaltigen Unterstützung der Sammlungen, zu denen schließlich auch die Einrichtung einer zentralen Kustodie gehörte. Sie hat die Aufgabe, die Bewahrung, Erschließung und Sichtbarmachung der Sammlungsbestände langfristig zu sichern und zu fördern.

SEIDL: Auch in Tübingen ging um 2004/05 die Initiative für die Einrichtung des Museums der Universität Tübingen von einer kleinen, vierköpfigen Gruppe von Kustoden aus. Und es war auch eine Ausstellung, die 2006 wie ein Startschuss wirkte. Ihr Titel lautete »38 Dinge«, sie war sehr klein, lief aber quer durch alle Fächer. Das Rektorat nahm den Ball auf, diskutierte mehrfach darüber und

entwickelte ein erstes Konzept. Noch im gleichen Jahr wurde das Museum mit dem vielsagenden Namen MUT gegründet.

KÖRNER: Warum hat die Universitätsleitung diesen Schritt gemacht?

SEIDL: Die Universität hat es als Teil ihrer Profilbildung begriffen, ihre Sammlungen besser zur Geltung zu bringen. Inspiration waren sicher die angloamerikanischen Universitäten, die ihre Sammlungen und Museen meist viel stärker, als das hierzulande der Fall ist, profilbildend nutzen. In jedem Fall motivierte die Einsicht, dass die reichen und alten Sammlungen mit ihren zum Teil singulären Objekten in vielerlei Weise für die Universität nutzbar gemacht werden können, für Forschung und Lehre wie für die Außenwirkung. Die Professionalisierung der Sammlungsbetreuung lohnt sich! Sie dient dem Nutzen und Erhalt der Sammlungen; mit einer Infrastruktur um die Bestände herum hat man ganz andere Möglichkeiten, unablässig und immer wieder neu auf die Sammlungen aufmerksam zu machen. Nicht zuletzt hilft eine solche Infrastruktur bei der Rettung prekärer Sammlungen.

ANDRASCHKE: In Erlangen waren ähnliche Beweggründe entscheidend. Die Einrichtung der Kustodie war jedenfalls ein wichtiges Signal, dass sich die FAU zu ihren Sammlungen bekennt.

KÖRNER: Wie präsentieren Sie heute die Universitätssammlungen der Öffentlichkeit? Gibt es dabei Kooperationen?

SEIDL: Das MUT setzt neben den Dauerausstellungen auf Wechsellausstellungen, weil diese immer wieder neue thematische Zusammenhänge und Zugänge schaffen. Mit diesem Ansatz sind wir inzwischen sogar Ideengeber für die regionalen Museen geworden. Natürlich arbeiten wir dabei eng mit anderen Museen auf städtischer oder Landesebene zusammen, auch beim Austausch von Leihgaben oder bei Drittmittelanträgen. MUT hat ein ausführliches museumspädagogisches Programm entwickelt. Ein Büro leistet die Öffentlichkeitsarbeit. Seit 2010 bieten wir Projektseminare an, die die Präsentation und Inventarisierung vernachlässigter Konvolute unterstützen. Unsere Führungskräfte kommen durchwegs aus den wissenschaftlichen Fächern, um inhaltliche Qualität sicherzustellen. Wichtig ist natürlich eine gut betreute Homepage, um im Netz sichtbar zu sein. Unabdingbar ist es heute auch, die sozialen Medien zu bespielen. Essenziell ist nach wie vor ein guter Kontakt zur Regionalzeitung.

ANDRASCHKE: Anders als Tübingen verfügt die FAU über kein Museum dieser Art. Das hält uns jedoch nicht davon ab, Ausstellungen zu machen. Wir arbeiten hierfür beispielsweise eng mit dem Erlanger Stadtmuseum zusammen und haben bereits wiederholt mit dem Museum für Kommunikation in Frankfurt kooperiert. Vor kurzem wurden hier angefertigte Holzmodelle unserer Antikensammlung in der Münchner Glyptothek gezeigt und eine Ausstellung über Schule im Nationalsozialismus wird in Kürze im Nürnberger Dokumentationszentrum zu sehen sein. Ein Sonderfall hinsichtlich unseres Ausstellungsbetriebs ist das Schulmuseum in Nürnberg, das von Stadt und Universität gemeinsam getragen wird. Hier werden mit den Beständen der schulgeschichtlichen Sammlung nicht nur Ausstellungen realisiert, sondern auch Lernlabore für Kinder und Jugendliche entwickelt. Andere Kooperationen verbinden uns mit den Bayerischen Schlössern, Gärten und Seen oder mit dem Germanischen Nationalmuseum.

KÖRNER: Herr Seidl, auch wenn MUT eine Dachorganisation ist, so gibt es doch einen eigenen Ausstellungsraum. Welche Vorteile hat eine solche komfortable Lösung?

SEIDL: In der Tat verfügt MUT über einen kleinen Kabinettraum im Schloss, der allen Fächern als Experimentierraum dienen kann. Der Rittersaal dagegen steht für große Ausstellungen zur Verfügung. Auch Foyers werden als Ausstellungsräume genützt. Die Schauräume im Schloss ziehen ein breiteres Publikum an: Sie werden überwiegend von Touristen und Schulklassen besucht. Das Rektorat der Universität Tübingen nutzt die Sammlungen im Schloss übrigens auch gerne auch für repräsentative Zwecke. Viele Empfänge finden hier statt. Repräsentative Räume dienen natürlich in besonderem Maße der Außenwirkung.

KÖRNER: Herr Andraschke, wünschen Sie sich nicht auch ein eigenes Museum?

ANDRASCHKE: Was ich mir wünschen würde, ist eine Fläche für wechselnde Ausstellungen mit entsprechender Infrastruktur, eine Art Probestübungsfläche für öffentliche Wissenschaft und Ausstellungspraxis. Sammlungen, Forschung und Lehre sollten sich hier durchdringen können. Ein solches Modell halte ich für weitaus attraktiver als ein klassisches Universitätsmuseum. Das Konzept des MUT gefällt mir deshalb sehr gut. Wobei gegen ein Schaufenster der Sammlungen oder auch einen Schauraum zur Universitätsgeschichte natürlich nichts einzuwenden wäre.

KÖRNER: Ihnen geht es in erster Linie darum, dass die Sammlungen innerhalb der Universität besser genutzt werden können?

ANDRASCHKE: Als Universität muss uns daran gelegen sein, die Sammlungen für Forschung und Lehre zu nutzen. Daher sollen die Sammlungen der FAU auch weiterhin dezentral bleiben, vor Ort, an den jeweiligen Instituten und möglichst dicht an den Forschenden, Lehrenden und Studierenden. Darüber hinaus arbeiten wir seit geraumer Zeit an einer sammlungsübergreifenden Erschließung und Digitalisierung unserer Bestände, um ihre Sicht- und Nutzbarkeit zu verbessern und sie als wissenschaftliche Infrastrukturen auszubauen. Die Objekte hören dadurch ja nicht auf, auch von historischer Bedeutung zu sein oder sich hervorragend als Ausstellungsstücke zu eignen.

SEIDL: Umgekehrt ist der Aufbau von Lehrstrukturen zur Inventarisierung und Deponierung von prekären Sammlungen basal für die Erhaltung, Pflege und Nutzung von Sammlungen.

KÖRNER: Inwieweit hat Ihre Arbeit zur Rettung der Sammlungen beigetragen?

SEIDL: Wir haben ein, allerdings arbeitsintensives, Win-winwin-Konzept für ein zweisemestriges Praxisseminar entwickelt. Es dient auf idealtypische und kostengünstige Weise der Verfolgung ganz unterschiedlicher Interessen, denn es bietet große Vorteile sowohl für die Universität als auch für die Studierenden, die öffentliche Hand und nicht zuletzt die interessierte Öffentlichkeit: Erstens wird damit die Bewahrung, Erfassung und systematische Erschließung vergessener oder gar gefährdeter – sogenannter »wilder« – Sammlungen an der Universität gewährleistet; damit können diese zweitens dauerhaft für die Erforschung, die Lehre und öffentliche

Vermittlung, auch über die Universität hinaus, nutzbar gemacht werden. Drittens greift das Projekt über Fakultätsgrenzen hinweg auf die Ressourcen der Hochschule zurück und bereichert das interdisziplinäre, praxisorientierte Lehrangebot für die Studierenden. Zu den Kernbereichen der praxisorientierten Lehre zählen in diesem Fall insbesondere die Objektinventarisierung und die Konzeption von Ausstellungen mithilfe eines jeweils zweisemestrigen Projektseminars. Viertens erlaubt diese Konstruktion der Universität Tübingen, ihren Verpflichtungen dem kulturellen Erbe gegenüber gerecht zu werden. Und schließlich dient das Projekt fünftens durch die Rettung, die Erschließung und die Aufwertung nahezu unbekannter Sammlungen der weiteren Stärkung des Profils der Universität Tübingen.

ANDRASCHKE: Die Kustodie unterstützt die Sammlungen ganz unmittelbar in ihren Bemühungen, die Bestände zu bewahren und mit ihnen zu arbeiten. Insofern hoffe ich schon zum Erhalt der Sammlungen und auch zur Rettung des einen oder anderen Konvoluts beigetragen zu haben. Letztes Jahr haben wir beispielsweise die historische Sammlung der Physiologie, einen Dachbodenfund, vor ihrer Entsorgung bewahren können. Nicht zuletzt trägt jede Sichtbarmachung der Bestände auch zum Bestandsschutz bei.

KÖRNER: Welche Herausforderungen bleiben auch in Erlangen und Tübingen?

ANDRASCHKE: Die größte Herausforderung ist und bleibt es, unsere umfangreichen Sammlungsbestände mit den dafür zur Verfügung stehenden Mitteln zu erhalten und zu erschließen. Ohne das große Engagement der einzelnen Kustoden und Sammlungsbeauftragten wäre das nicht möglich.

SEIDL: Die größten Herausforderungen haben wir in Tübingen bereits bewältigt: zum einen den Aufbau der Institution mit Mitarbeiterstellen und zum anderen die Vertrauensbildung und »Diplomatie« mit den sammlungsführenden Instituten. Nur die Ideen sollten uns nicht ausgehen...

KÖRNER: Was würden Sie nach Ihrer langjährigen Erfahrung der LMU im Zusammenhang mit den Münchner Universitätssammlungen unbedingt raten? Welche sind die dringendsten Aufgaben?

ANDRASCHKE: Eine gute Selbstorganisation und Vernetzung der Sammlungen vor Ort scheint mir ein wichtiger Ausgangspunkt zu sein. Weiterhin würde ich die Ernennung eines oder einer über die einzelnen Sammlungsgrenzen hinweg tätigen Sammlungsbeauftragten empfehlen, der oder die gleichermaßen Ansprechpartner oder -partnerin wie Sprecher oder Sprecherin für die Sammlungen ist. Eine der ersten Aufgaben sollte sicherlich auch eine Statusbestimmung sein: eine Bestandsaufnahme der an der LMU existierenden Sammlungen und ihrer Situation. Man ist immer wieder überrascht, wo sich an einer Universität überall Sammlungen finden lassen.

SEIDL: Ich kann dem nur zustimmen. Die Gründung einer zentralen Einrichtung und deren Ausstattung mit Kompetenzen, Mitteln und Personal ist der entscheidende Schritt, wenigstens nach und nach. Auf diesem Weg dahin wünsche ich Ihnen viel Erfolg.

KÖRNER: Herr Andraschke, Herr Seidl, ich danke Ihnen für dieses anregende Gespräch!

Professor Dr. Hans-Michael Körner ist Sammlungsbeauftragter der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Udo Andraschke leitet die Zentralkustodie der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg.

Professor Dr. Ernst Seidl ist Direktor des Museums der Universität Tübingen MUT. Beide sind außerdem Vorstandsmitglieder der Gesellschaft für Universitäts-sammlungen e. V.



Bilder:

## **Nur ein »kleines kirchliches Kunstmuseum«?**

### Die Kunstsammlung des Herzoglichen Georgianums München

Text: Claudius Stein

GEGEN ENDE DES 19. Jahrhunderts dürfte es im Bayerischen Schwaben nur wenige Orte gegeben haben, die der Münchener Sammler Andreas Schmid nicht nach kirchlichen Kunstwerken durchsucht hat. Und er wurde fündig, in Kirchen, Pfarrhöfen und Privathäusern. Aber auch ein unscheinbarer Hühnerstall in Oberbeuren nahe Kaufbeuren konnte bei genauerem Hinsehen Überraschungen bergen, wenn – man staune – als seine Einfassung Holztafeln dienten, auf die um 1475 eine Passionsfolge mit den sieben römischen Hauptkirchen gemalt worden war.

### Die Passionsfolge im Hühnerstall

Am Museumsstandort München tut sich die Kunstsammlung des Herzoglichen Georgianums, Schmid's Schöpfung, schwer, die Aufmerksamkeit zu erhalten, die ihr gebühren würde und die ihr an einem anderen Standort mit weniger Konkurrenz sicher wäre. In der Museumslandschaft der Landeshauptstadt ist das Angebot an kirchlicher Kunst von der Romanik bis zum Historismus jedoch so überreich – man denke nur an die entsprechenden Abteilungen des Bayerischen Nationalmuseums –, dass sich an der beschaulichen Situation im Georgianum bis auf weiteres nichts ändern wird. Dabei wären in der Kunstsammlung des Herzoglichen Georgianums, die seit 1986 in einem eigenen Gebäudeteil am Professor-Huber-Platz 1 untergebracht ist, alle für eine Studiensammlung, wenn nicht gar für ein Museum nötigen Voraussetzungen gegeben, beginnend mit der Einbindung in die Ludwig-Maximilians-Universität München.

DAS GEORGIANUM WURDE 1494 von Herzog Georg dem Reichen von Bayern-Landshut als Zustiftung zur Universität Ingolstadt errichtet und wanderte mit dieser 1800 nach Ingolstadt und 1826 nach München. Stiftungszweck war und ist es, Kandidaten ursprünglich der Philosophie, heute der Theologie das Studium zu ermöglichen. Diese sog. Stipendienfunktion war von Anfang an gewährleistet, die Lehrmittel zur Sicherstellung der sog. Erziehungsfunktion fehlten jedoch – mit Ausnahme der Bibliothek – bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Die Direktoren Professor Valentin Thalsofer (1863-1876) und nach ihm Professor Andreas Schmid (1877-1909) sahen sich in Erkenntnis dieses Mangels gezwungen, Abhilfe zu schaffen, musste doch der künftige Priester, sei er nun in der Wissenschaft oder in der Seelsorge tätig, in kirchlicher Kunst allgemeines Verständnis und Grundkenntnisse besitzen, wenn es etwa darum ging, die eigene Pfarrkirche einer Restaurierung oder Regotisierung zu unterziehen. Direktor Thalsofer ging konventionell vor. Einerseits sicherte er dem Georgianum die gut 20 000 Blätter umfassende Graphiksammlung des Münchener Ästhetikers Martin Deutinger (1815-1864), die nach dessen eigenen Worten »eine ziemlich vollständige Kunstgeschichte repräsentiert«. Andererseits regte er seinen Subregens Schmid schon 1865 zu auf dieser Graphiksammlung basierenden Vorlesungen an, die dieser dann als Direktor bewusst als Komplementär zum Veranstaltungsangebot an der Theologischen Fakultät beibehielt.



## Eisenwaggons voll Bildhauerarbeiten

Origineller in der Konzeption agierte Direktor Schmid. Für ihn war die eigene Anschauung das ausschlaggebende Mittel, um in der kirchlichen Kunst auf schnelle Weise das richtige Verständnis zu gewinnen. Also unternahm Schmid mit den Alumnen Exkursionen durch München: in die Kirchen, die Glyptothek, die beiden Pinakotheken, das Antiquarium, die Staatliche Antikensammlung («Vasensammlung»), das Bayerische Nationalmuseum sowie die Mayer'sche Hofkunstanstalt und die Ebner'sche Paramentenweberei. Diese Exkursionen nahmen jedoch immer zwei bis drei Stunden in Anspruch und waren mit Schwierigkeiten verbunden, da im Winter die Museen nicht geheizt wurden und weil im Sommer Alumnen und Besucher sich gegenseitig störten. Daher kaufte Schmid ab 1879 einzelne Zinkfiguren und Gipsabgüsse, welche Lösung ihn auf die Dauer immer weniger befriedigen konnte in Anbetracht des großen Angebots an günstigen Originalen, insbesondere aus der Zeit der deutschen Gotik. Folglich fasste Schmid 1885 den Entschluss, in aller Regel auf eigene Kosten, also nicht aus Stiftungsmitteln alte, aber auch zeitgenössische Skulpturen und Gemälde zu erwerben und damit ein »kleines kirchliches Kunstmuseum« zu begründen.

DIE KUNSTWERKE KAMEN stets ihres kirchlichen Kontextes beraubt ins Georgianum, meistens als versprengte Einzelstücke, gelegentlich als geschlossene Sammlungen. Die Bezugsquellen waren immer die gleichen. Direktor Schmid besuchte konsequent die Münchener Antiquitätenhändler und die Trödler auf der Auer Dult. Außerdem pflegte er vielfältige Kontakte, etwa zu seinen ehemaligen Zöglingen, die nun als Kapläne oder Pfarrherren über Altbayern verteilt amtierten und die sich den Wünschen ihres alten Direktors nach der einen oder anderen, an abseitiger Stelle in der Kirche gesehenen Skulptur nicht verschließen konnten – mit der Folge, dass manches Inventarisat in den »Kunstdenkmälern des Königreiches Bayern« nicht am behandelten Ort, sondern im Georgianum zu suchen war. Gepflegt wollten auch die Verbindungen zu befreundeten, nicht minder passionierten Sammlern sein, die Schmid in intensiven Gesprächen davon überzeugen konnte, dass ihre Besitztümer doch am besten beim Georgianum aufgehoben wären, und zwar schenkungsweise oder um einen Vorzugspreis. Im Fall des Münchener Dogmenhistorikers Joseph Bach (1833-1901) bedeutete dies einen Zuwachs nicht nur an spätgotischen Tafelbildern von erstaunlicher Qualität, sondern obendrein auch an einem stattlichen Haus in der Veterinärstraße. Auch in quantitativer Hinsicht zahlten sich die intensiven Beziehungen des Direktors aus; erinnert sei an die Sammlung eines Kaufbeurer Steinmetzen, die 1885 in zwei vollgestopften Eisenbahnwaggons nach München rollte. Mögen die Methoden Schmidts heute gelegentlich als fragwürdig erscheinen, so ist auf der anderen Seite doch zu konstatieren, dass er durch seine unermüdliche Tätigkeit viele Kunstwerke vor dem Untergang bewahrte, beispielsweise die einleitend erwähnte gemalte Passionsfolge mit den sieben römischen Hauptkirchen um 1475, die bis zu ihrer Rettung als Einfassung eines Hühnerstalls Verwendung fand.

MIT DIESEM LEHRAPPARAT, der teilweise in den Hörsaal des Georgianums transportiert werden konnte, war Andreas Schmid in den Stand gesetzt, den systematischen Unterricht in kirchlicher Kunst zu beleben und so nutzbringender zu gestalten. Teilweise fanden die Erklärungen an Ort und Stelle statt, indem Schmid mit den Alumnen die von Exponaten überquellenden Zimmer, Säle, Gänge und Treppenhäuser Stück für Stück abschnitt. Dieser Form des Unterrichts fehlte zwar die

systematische Ordnung, dafür bot sich jedoch der Vorteil möglichst ausgedehnter Anschauung. Um 1900 umfasste die Sammlung 675 Plastiken und Skulpturen, 223 Gemälde, 117 Paramente und 381 Münzen, außerdem mindestens 342 altchristliche und mittelalterliche Symbole und Monogramme auf Metall oder Putz. Aufschlüsse über die Zusammensetzung der Sammlung gibt das von Direktor Schmid genauestens geführte Inventar. Es enthält nicht nur ausführliche Beschreibungen und Korrespondenzen mit den Vorbesitzern – woraus sich die jeweiligen Provenienzen ergeben –, sondern auch bildliche Dokumentationen in Form von Zeichnungen oder, bei den herausragenden Werken, in Gestalt von Fotografien.

## Umgetaufte und rekapitierte Heilige

Nachdem die Kunstwerke meistens Privateigentum von Direktor Andreas Schmid waren und erst nach und nach an das Georgianum übergingen, konnte er damit nach Belieben schalten und walten. Zu diesem freien Umgang zählen beispielsweise die farbenfrohen neugotischen Fassungen, mit denen eine Kirchenmalerwerkstatt die Neuzugänge einheitlich zu überziehen pflegte, aber auch das sog. Umtaufen von Heiligen. Andreas Schmid griff hier tief in die originale Überlieferung ein. Heilige, die für Schmid's Sammlung allen Bemühungen zum Trotz nicht zu bekommen waren, die er aber unbedingt besitzen wollte, wurden in der besagten Kirchenmalerwerkstatt durch Umarbeitung generiert. So verfügt das Georgianum heute über einen im altbayerischen Raum ausgesprochen selten vertretenen Heiligen Burchardus. Wie der Zeichnung im Inventar zu entnehmen ist, handelte es sich dabei ursprünglich um einen Heiligen Dionysius, der seinen abgeschlagenen Kopf in den Händen trug. Der Direktor empfand die Darstellung eines Rumpfes ohne Haupt als unangemessen, und so fiel es ihm umso leichter, durch Aufsetzen des Kopfes und durch Zugabe neuer Attribute den gewünschten Heiligen zu erzeugen.

IM ZUG DER 1912 von Direktor Eduard Weigl (1909-1942) betriebenen Renovierung des Hauses, die einer Purifizierung glich und die somit auch optisch die Ära Schmid beendete, verschwand ein Großteil des Sammlungsgutes aus dem Blickfeld. Auf dem Dachboden wurde ein feuerpolizeilich und konservatorisch bedenklicher »Sammlungsraum für kirchliche Kunstgegenstände« eingerichtet und auf den Gängen und in den Treppenhäusern war die durch Wanddekorationen noch drangvoller wirkende Enge einer großzügigen, das Einzelstück hervorhebenden Aufstellung gewichen. Während des Zweiten Weltkriegs kamen nur die wertvollsten Exponate an Bergungsorte. Das Gros der Stücke verblieb im Georgianum. Zwischen Bombardierungen und Plünderungen hing ihr Überleben schlicht vom Zufall ab, so dass heute »nur« noch ca. 700 Werke und Werkgruppen vorhanden sind. Träger der Kunstsammlung ist der 1988 gegründete Verein der Freunde und Förderer des Herzoglichen Georgianums, der jährlich so viele Spendenmittel erwirtschaftet, dass durchschnittlich drei Exponate restauriert oder konserviert werden können.

Dr. Claudius Stein ist Regierungsrat am Universitätsarchiv München und seit 2008 Pfleger des Archivs und der Sammlungen des Herzoglichen Georgianums. Sein Forschungsschwerpunkt ist Bildungs-, Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, vorzugsweise am Beispiel der Universität und des Georgianums Ingolstadt-Landshut-München.

Zum Weiterlesen:

<http://www.universitaetsarchiv.uni-muenchen.de/georgianum/index.html>

Manfred Weitlauff – Claudius Stein (Hg.), Zur Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München und des Herzoglichen Georgianums im 19. und 20. Jahrhundert (Münchener Theologische Zeitschrift 2014/4), St. Ottilien 2014.







## Der ludovizianische Raub

Wie die Münchner Universitätssammlungen zu Staatssammlungen wurden

Text: Hans-Michael Körner

UM DES NATIONALPOLITISCHEN Renommees willen investierte Ludwig I. (1786–1868), König von Bayern von 1825 bis 1848, Engagement, Energie und Geld. Diese Konkurrenzfähigkeit wollte er in großer Öffentlichkeit demonstrieren. Davon zeugen der Bau der Pinakotheken, der Glyptothek, der Staatsbibliothek und der Residenz samt ihrer Ausstattung, davon zeugen die großen Denkmalsinitiativen von der Befreiungshalle bis zum Siegestor, die Ausmalung der Hofgarten-Arkaden oder der Bau des Pompejanums bei Aschaffenburg.

In den Horizont dieses nicht anders als gigantisch zu nennenden Programms fügt sich die Universitätspolitik des Königs ein: Die Translation der Universität von Landshut nach München sollte Ruhm und Dignität der Haupt- und Residenzstadt zusätzlich erhöhen; die königliche Berufungspolitik zielte auf die großen Namen und war der erwähnten Bereitschaft zur Konkurrenz verpflichtet; die Universität wird nicht in einem leer stehenden Gebäudekomplex untergebracht, vielmehr wird der Neubau des Universitätsgebäudes am nördlichen Ende der via triumphalis platziert, wo sich die Ludwigstraße zum Universitätsforum weitet.

BEI ALLER WERTSCHÄTZUNG und Privilegierung – und die Verwendung des Possessivpronomens geschieht absichtsvoll – seiner Universität überschritt der König die damals üblichen Grenzen der Zuneigung und Fürsorge deutlich. Die korporative Qualität der Universität des 19. Jahrhunderts wahrte in Selbstverständnis und Außenwahrnehmung eine weit größere Distanz zum Staat als heute.

ANDERS AUSGEDRÜCKT UND konkreter: Überall dort, wo es um Sammlungen jedweder Art ging, lag dem König primär an einer staatlichen Zuständigkeit. Die Demonstration des überkommenen kulturellen Erbes war aus seiner Sicht eine genuine Staatsaufgabe. Nur so konnte mit dem kulturellen Reichtum des Königreichs Bayern in den nationalpolitischen Auseinandersetzungen zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Erfolg versprechend gewuchert werden.

Von diesem Anspruch des Königs war nicht nur die Universität mit ihren Sammlungen betroffen. Die Verordnung vom 21. März 1827 listet elf Sammlungsbereiche auf, die ein Jahrzehnt zuvor ausdrücklich als Sammlungen – »Attribute« – der Königlichen Akademie der Wissenschaften qualifiziert worden waren. Diese »hören auf, Attribute der genannten Academie zu seyn« und gehen in die Zuständigkeit der Staatssammlungen über: die »Centralbibliothek«, die mineralogische Sammlung, die zoologische Sammlung, die ethnographische Sammlung, das »Cabinet der physikalischen und mathematischen Instrumente«, die polytechnische Sammlung, das »Münzcabinet«, das Antiquarium, die Sternwarte bei Bogenhausen mit ihren Instrumenten, das »chemische Laboratorium« und das »anatomische Theater«.

Die genannten Akademieattribute wurden 1827 selbständige »Wissenschaftliche Sammlungen des Staates« unter einem Generalkonservator. Die Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften blieb insofern bestehen, als deren Präsident in Personalunion immer auch Generalkonservator war. Um Kosten bei den einzelnen Konservatoren zu sparen, setzte König Ludwig I. ebenfalls auf das bewährte Mittel von Personalunionen: Die Konservatoren der Staatssammlungen waren schlicht die jeweiligen Fachvertreter an der Universität und erhielten ihre Besoldung von deren Etat.

ANDERS VERFÄHRT MAN mit den Sammlungsbeständen, die bei der Translokation der Universität von Landshut nach München gelangen: die Universitäts-Bibliothek, die mineralogische Sammlung, die zoologische Sammlung, das »mathematische und physikalische Cabinet«, das »chirurgische Cabinet«, der »pharmaceutische Apparat«, die Modellsammlung, die Gemäldesammlung, das »Kupferstichcabinet« und die »zum orbanischen Saale gehörenden wissenschaftlichen und artistischen Gegenstände«. Die »gleichartigen Sammlungen« von Staat und Universität sollen, so die königliche Anordnung, fusionieren, wobei das Eigentumsrecht der Universität ausdrücklich festgehalten wird. Hiervon waren betroffen die Sammlungen der Zoologie, Mathematik und Physik, Technologie sowie der Gemälde. Bei denjenigen Sammlungsbereichen der Universität, die kein staatliches Pendant aufweisen und die deshalb für eine organisatorische Fusionierung nicht in Frage kommen, »sollen die der Universität gehörenden Sammlungen mit den Sammlungen des Staates vorbehaltlich der Eigentumsrechte der Universität nach Thunlichkeit in unmittelbare Verbindung gebracht werden«. Hierunter wurde beispielsweise verstanden, dass sich die Staats- und Universitätssammlungen bei künftigen Ankäufen untereinander abstimmen sollten. Die Sammlungen verblieben jedoch im Universitätsgebäude, also im Komplex von St. Michael.

Der Neubau des Universitätsforums, das Friedrich von Gärtner zwischen 1835 und 1840 am Ende der nach dem Monarchen benannten Prachtstraße errichtete, sah im Erdgeschoss sowie im ersten Stock ein umfangreiches Raumprogramm für Sammlungsbestände vor, und zwar insbesondere auch für diejenigen Sammlungen, die eigentlich nach der Verordnung von 1827 hätten mit den Staatssammlungen fusionieren sollen. Die Zoologische Sammlung verblieb bis 1842 bei der Universität und gelangte in diesem Jahr in die entsprechende Staatssammlung. Das Technologische Kabinett wurde 1872 auf verwandte Universitätssammlungen wie das Physikalische Kabinett verteilt. Von den darin verwahrten physikalischen

Instrumenten trennte sich die Universität gar erst 1904, als ein Leihvertrag unter Eigentumsvorbehalt mit dem Deutschen Museum zustande kam. Und die Gemälde sind letztlich bis zum heutigen Tag im Universitätshauptgebäude verblieben, wenn auch einem der langen Zeit von fast zwei Jahrhunderten geschuldeten Schwund unterworfen. Der kostbaren Stücke blieben aber genug, etwa jene berühmte Verspottung Christi von Matthias Grünewald, die 1910 im Kunsthistorischen Seminar entdeckt wurde und daraufhin schleunig in die Alte Pinakothek wandern musste.

DIESE DISKREPANZ KANN nur so erklärt werden, dass sich die Universität München selbst unter einem so effizient regierenden König wie Ludwig I. Gestaltungsfreiräume bewahren konnte und diese auch ausfüllte. Im Übrigen dürfte die Ministerialbürokratie besseres zu tun gehabt haben, als dem Verbleib einzelner Sammlungen nachzuspüren: Man vergleiche nur die in den Aufzählungen der vorhandenen Sammlungsbestände erheblich von einander abweichenden Verordnungen zur Translation der Universität von Landshut nach München (1826), zur Organisation der Staats- und Universitätssammlungen (1827) und zum Raumprogramm des Universitätshauptgebäudes (1835).

Ludwig I. und seine Universitätssammlungen: Deren Eingliederung in die Staatssammlungen ist begleitet von unbefriedigenden Empfindungen wie einem Tadel wegen der Expropriation der Universität. Für den Moment mochte sich die



Universität dieser Eingliederung zwar entziehen, aber mit Perspektive auf den weiteren Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts entfaltete die königliche Verordnung vom 21. März 1827 doch eine ungeahnte Wirkmacht, was sukzessive Abwanderungen betrifft. Die im Vergleich mit anderen deutschen Universitäten empfindliche Armut der Ludwig-Maximilians-Universität München an historisch gewachsenen Sammlungen geht letztlich auf die wissenschaftsorganisatorische Hauptstadtkonzeption König Ludwigs I. zurück.

Professor Dr. Hans-Michael Körner, emeritierter Ordinarius für Didaktik der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München, ist ehrenamtlicher Vorstand des Universitätsarchivs und Sammlungsbeauftragter der LMU.

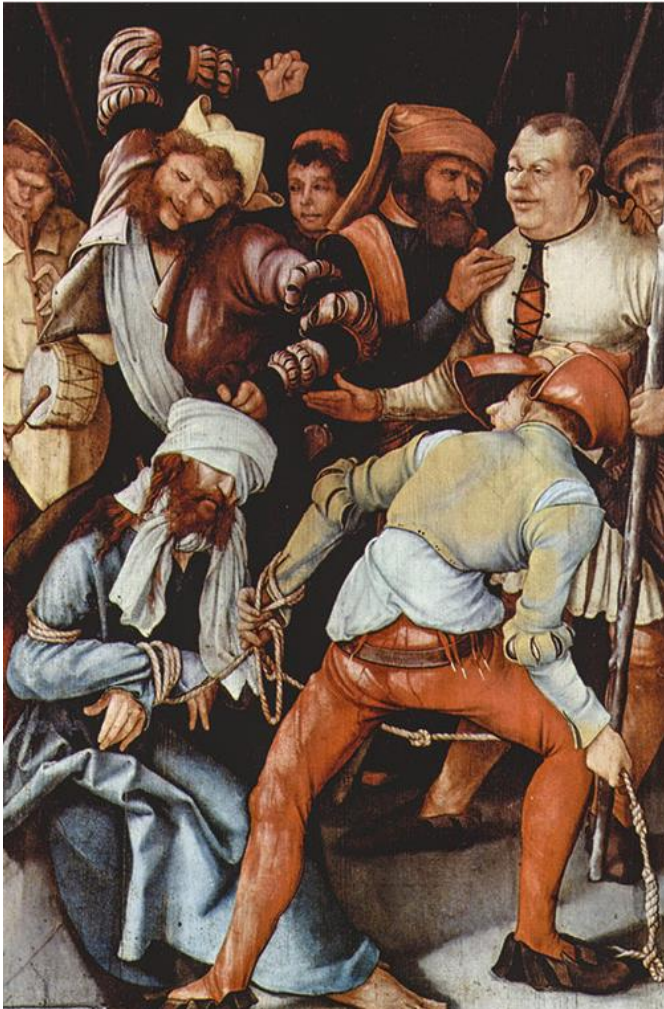
#### Veranstaltungshinweis

Tagung: »Die Sammlungen der Ludwig-Maximilians-Universität München gestern und heute. Eine vergleichende Bestandsaufnahme 1573-2016«. 17.-19. Februar 2016, Senatssaal der LMU, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München.

Moderation Prof. Dr. Hans-Michael Körner,  
Tagungsleitung Dr. Andrea Gáldy und Dr. Claudius Stein.

Nähere Informationen unter  
<http://www.universitaetsarchiv.uni-muenchen.de/studiotagung/index.html>





## Werkstatt

### DIE WELT ALS ZEICHEN UND GEHEIMNIS

Laudatio zur Verleihung des Jean-Paul-Preises an Gerhard Roth

Text: Jörg Magenau

Einem Schriftsteller lesend zu begegnen, ist immer wieder etwas Wundersames. Es nützt ja nichts, sich ein Werk mit germanistischem Eifer vorzunehmen. Man muss auch im richtigen Moment darauf stoßen, muss ansprechbar sein, offen und veränderungsbereit, ohne sich das aber vorzunehmen. Dann stellt sich ganz von alleine das Gefühl ein, da ist einer, der mit ähnlichen Fragen zu tun hat wie du selbst. So ging es mir mit Gerhard Roth. Das erste seiner Bücher, das ich las, war sein derzeit letzter Roman, »Grundriss eines Rätsels«. Ich betrat sein Werk also von hinten, ohne zu ahnen, dass die Verkehrung von Ende und Anfang ein Motiv ist, das bereits mitten hinein führt in dieses

verschlungene, labyrinthische Schreiben – dass mein zufälliger Zugang diesem Werk also durchaus entsprach. Aber was heißt schon Zufall. Damit bekommt man es ja dann auch gleich zu tun, wenn man sich in Roths Romanen verliert, in denen nichts dem Zufall überlassen bleibt, sondern alles, was ist und was sich ereignet, zeichenhafte Bedeutung besitzt.

## Die Entzifferung der Welt

Die Welt ist Schrift, ist Sprache, ist Zeichen, ist Geheimnis. Sie will entziffert werden. Diese Sichtweise hat mich sofort fasziniert, spätestens an der Stelle, an der die Spuren der Krähen im Schnee wie Schriftzeichen erscheinen und Vögel auf den Ästen sitzen wie Noten auf Notenlinien. Die Natur ist lesbar, wenn man sie zu lesen vermag, und vernehmbar wie Musik. Sie ist ein ästhetisches Phänomen. Die Frage ist nur: Wer schreibt? Und wie entsteht der Text? Das fragt man sich in diesem Buch völlig zu Recht, weil der Protagonist, ein Schriftsteller-Alter Ego mit dem sprechenden Namen Artner – in dem nicht zufällig »Art«, Kunst, steckt – weil dieser Schriftsteller nach etwa 70 Seiten bei einer Gasexplosion in seiner Wiener Wohnung zusammen mit all seinen Manuskripten förmlich pulverisiert wird. Er ist vernichtet. Er explodiert und mit ihm sein Gehirn, das organische Zentrum dieser Schrift-Denk-Wahrnehmungs-Welt. Das Letzte, was wir von ihm erfahren, ist, dass die Explosion sich genau in dem Moment ereignet, als er gedacht hat, »er verstehe nichts und habe vermutlich nie etwas verstanden«.

## Die Biographie als literarisches Schicksal

Wer schreibt ihn also, diesen Nichtsverstehrer? Wer denkt die Welt? Und wer sind diese seine Romanfiguren, von denen eine entdeckt, dass sie und ihr ganzes Leben von diesem Artner schon längst geschrieben und festgelegt worden ist? Die Biographie als literarisches Schicksal; das Ich eine Marionette an den Fäden des Erzählers: ein Schock. Aber auch Artner selbst erlebt sich nicht als Schöpfer. Er gelangt zu der Einsicht, dass »die Sprache ihn spricht«, dass er als Autor einer Sprache folgt, die durch ihn hindurchgeht als etwas, das jenseits von ihm existiert. Und das sind keine langweiligen semiologischen oder linguistischen Erörterungen, sondern existentielle Fragen. Denn in der Tat: Was wären wir anderes als Sprache? Was ist das Ich, wenn nicht Sprache? Und: Ist Sprache nicht immer schon da und wir bewegen uns bloß in ihr?

»Grundriss eines Rätsels«, zog mich schon wegen des geheimnisvollen Titels an. Das Architektonische, Geometrische, planvoll Durchdachte, das ein »Grundriss« verspricht, prallt darin auf das Geheimnisvolle und Ungelöste. Wenn man bereit ist, sich unter einem Rätsel etwas anderes und Tieferes vorzustellen als Sudoku oder Kreuzwortübungen, dann hat man es mit etwas zu tun, das sich dem planvollen Zugriff oder gar einem Grundriss grundsätzlich entzieht. Ein Rätsel, kartographiert und zeichnerisch umrissen, würde doch wohl aufhören, Rätsel zu sein.

## Fiktion als Realität und Realität als Fiktion

Als ich zu lesen begann, dachte ich über den Titel nicht nach. Das kam erst später, wie alles Nachdenken erst später kommt. Ich konnte ja noch nicht wissen, dass der Titel in seiner verschlungenen Vertracktheit und der Tendenz, sich in sich selbst aufzulösen, genau dieselbe Bewegung vorführt, die dann im Roman zur Geltung kommt, und dass dieser Roman tatsächlich einen Grundriss liefert, einen Grundriss für das Werk Gerhard Roths und seiner Motive, die sich hier in verdichteter Form wiederfinden lassen. Das Rätsel aber wäre dann das Rätsel des Schreibens, das Rätsel der Sprache und der fiktiven Welten, die sich in diesem Werk auf so merkwürdige Weise in die sogenannte Realität hineinschrauben. Wenn man das Wort Realität nur hinschreibt, fängt es ja schon an, zu flirren und sich aufzulösen. Ist Fiktion denn nicht real, Realität nicht eine Erfindung? Wie ist das in einem Roman – und wie im eigenen Kopf? Und was ist überhaupt »eigen« an und in diesem Kopf?

## Archive, gefüllt mit Schweigen

»Grundriss eines Rätsels« – das ist eine ähnliche Genitivformel wie »Die Archive des Schweigens«, der Obertitel über die sieben Bücher zur inneren Verfasstheit Österreichs und die eigene innere Verfasstheit. Außen und innen, Politik und Psyche, Geschichte und Gegenwart – Roth führt sie zusammen. So wie beim berühmten Beispiel von Kants »Kritik der reinen Vernunft« weiß man nicht, ob es sich um einen Genitivus Subjektivus oder Objektivus handelt. Archive des Schweigens wären entweder Archive, die gefüllt sind mit Schweigen so wie andere Archive mit Dokumenten, und das meint dann konkret das gesammelte österreichische Schweigen zur österreichischen Vergangenheit, zur NS-Geschichte zumal. Ich musste dabei an Micha Ullmanns Denkmal auf dem Berliner Bebelplatz denken, wo die Nazis im Mai 1933 einen Haufen Bücher verbrannten. Das Denkmal ist unterirdisch: durch eine Glasscheibe schaut man in einen weißen, quadratischen Raum hinab mit leeren, weißen Bücherregalen. Grammatikalisch betrachtet könnten Archive des Schweigens aber auch Archive sein, die das Schweigen selbst als Subjekt angelegt hat. Dann wäre das existentiell zu verstehende Schweigen gewissermaßen der Archivar, der Herrscher über die Archive und alles, was darin zu finden ist. Auch ein Archiv voller Geschwätzigkeit, mit Millionen von Worten und Geschichten kann so betrachtet ein Archiv des Schweigens sein. Wie ja auch jede Rede nicht nur etwas mitteilt, sondern zugleich verbirgt oder wortreich ein Schweigen umkreist. Beide Lesarten sind möglich, beide gehören zusammen, doch in beiden Fällen ist der Autor derjenige, der das Schweigen und alles, was es unter seinem Namen versammelt, zur Sprache bringt.

## »Grundriss eines Rätsels«

Als ich »Grundriss eines Rätsels« zu lesen begann, war mir nicht hinreichend klar, was für ein gewaltiges Wort- und Schweigearchiv diesem einzelnen Roman vorausgegangen war. Neben der Septologie stehen da die acht Bände des »Orkus« Zyklus, einer Hadesfahrt durch die Welt, die wiederum mit den »Archiven des Schweigens« thematisch und personell eng verknüpft ist. Hätte ich das alles gewusst, hätte ich mich vielleicht an den »Grundriss« gar nicht herangetraut vor lauter Ehrfurcht und Berührungsangst. So aber habe ich den Roman für sich gelesen, was möglich ist, er steht ja einzeln da, und wenn ich ihn heute in Bezug setzte zu den fünfzehn zusammenhängenden Bänden zuvor, dann erkenne ich darin

auch die Befreiung nach dem großen Mammutwerk, die freigelassene Lust des Erzählens und den Rausch des fiktiven Entwerfens nach den beiden autobiographischen Großwerken »Das Alphabet der Zeit« und dem beide Zyklen abschließenden Band »Orkus«.

## Hinter die dünne Haut der Menschen schauen

Vom Ende ging ich dann zum Anfang über. Der Anfang aber ist die allererste Erinnerung von Gerhard Roth, die er in »Das Alphabet der Zeit« mitteilt. Auch da wieder die Genitivformel im Titel und die Zeichenhaftigkeit; selbst die Zeit ist eine Schrift. Roth war zweieinhalb Jahre alt, kurz vor Kriegsende, 1945. Ein Zugabteil, Soldaten mit Kopfverband, Rütteln, Kälte. Die Scheiben, längst zerbrochen, fehlen allesamt, aber das ist schon ein nachgetragenes Wissen. Und dann kommt ein Satz, wie es immer wieder Sätze gibt bei Roth, die mich ganz und gar für ihn einnehmen, als Versuche, das Geheimnis des Lebens zu ergründen und hinter die dünne Haut der Dinge und der Menschen zu schauen. Da sitzen sie also, die Mutter, die Brüder, die Soldaten im Zug. Der Krieg ist verloren, aber das weiß der Zweieinhalbjährige nicht. Was er sieht, ist dies:

»Unser Atem ist als weißer Dampf sichtbar, wie Plasma auf Fotografien von okkultistischen Sitzungen. Der Dampf löst sich auf und wird von neuen Atemgebilden abgelöst. Mir fällt das Phänomen des Atems als Merkwürdigkeit auf, eine schrecklich zur Schau gestellte Verwundbarkeit der Menschen.«

Die Verwundbarkeit des Menschen, die das Kind auf diese Weise wahrgenommen hat, ist zu einem bleibenden, durchgängigen Thema im Werk von Gerhard Roth geworden. Und das Kind täuschte sich nicht, denn nur wenig später beschießt ein Tiefflieger den Zug, es gibt Explosionen, es gibt Tote, Panik, Flucht. Bemerkenswert, dass die erste Szene der Erinnerung eine Explosion ist, und das Ende des Schriftstellers Artner und seines Gehirns in »Grundriss eine Rätsels« ist wieder eine Explosion.

Alles ist Sprache. Die erste Erinnerung aber ist ein Bild, ein Standbild des Piloten in seiner gläsernen Kanzel. Denn man erinnert sich nicht an Wörter, sondern an Bilder, Bilder, die in der Literatur aber wiederum in Sprache übersetzt werden müssen, um als Bilder aufbewahrt zu werden. Gerhard Roth vergleicht die Bildhaftigkeit der Erinnerung mit dem Besuch eines Panoptikums auf einem Jahrmarkt, ein paar Jahre nach dieser Ur-Szene im Zug. Da blickte er neben seinem Großvater durch ein Okular in ein riesenhaftes Gehirn, das da aufgebaut war, in dem die Gedanken und Erinnerungen als Bilder zu sehen waren: Tiere, ein Dampfer, ein Doppeldecker beim Start, Bergsteiger. Und dann heißt es:

»Genauso blicke ich heute in mein eigenes Gehirn und sehe, wenn ich daran denke, das Standbild des Piloten im Glaskörper seiner Kanzel.«

Kann man in sein eigenes Gehirn blicken? Gerhard Roth kann das. Sprache, Worte sind chirurgische Instrumente, die diesen Zugriff ermöglichen. Und zugleich sind sie das, was untersucht werden muss. Das Gehirn bringt die Sprache hervor, mit der

es sich selbst untersucht. In »Orkus« gibt es dazu gleich mehrere aufschlussreiche Szenen. Da besucht Roth zusammen mit seinen Romanfiguren, die in diesem Buch als reale Gestalten seiner Autobiographie auftreten, eine pathologische Sektion. Der Schädel macht dabei die meiste Mühe, das Aufsägen der Knochen, und es hat etwas Verbrecherisches, Verbotenes, in diesen intimen Innenraum wie in eine Schüssel hineinzublicken. Aber dann liegt das Gehirn schließlich in einem verchromten Behälter, und der Erzähler denkt an das Leben, das »in ihm gespeichert war, bis es erlosch.«

## Reise durch das Gehirn

Ein paar Seiten weiter vorn in diesem Buch findet eine imaginäre Reise durch den menschlichen Körper statt und was man dabei erleben würde. »Kindergeschichte« heißt dieses kleine Abenteuer. Über Lunge, Herz und Adern erreicht der Erzähler schließlich das Gehirn:

Als ich das Gehirn erreichte, fand ich mich in einem weißgefleckten Gebirge wieder, das mich an die Kalkalpen erinnerte, die auch im Sommer zum Teil von Schnee bedeckt sind. Tropfsteinhöhlen mit Stalagmiten und Stalaktiten von unbeschreiblicher Schönheit öffneten sich, in denen die merkwürdigsten Bilder an den Felswänden zu sehen waren, manchmal auch mehrere zugleich, die übereinander projiziert waren. Gesprächsfetzen, mit Musik vermischt, waren zu hören. Ich wandelte durch den unermesslich großen Erinnerungsspeicher, in dem ich auf einer Art materieloser Kinoleinwand jetzt ein halbes Dutzend Träume, meist in Schwarzweiß und dreidimensional, mitverfolgte. (...) Ich irrte durch verschiedene Räume, Nebenräume, Kabinette, Musikzimmer, Galerien, Kinosäle, Katakomben, Kirchenschiffe, Schnürböden, Keller, Dachböden, Toiletten, Kammern und Salons, fand Zeitungsarchive, illuminierte Handschriften, Bibliotheken und mit Fresken bemalte Gänge, in denen mir unentwegt durchsichtige Menschen entgegenkamen, die miteinander im Streit lagen, mich stumm anblickten, sich liebten, Karten mischten, in der Schule saßen usw., ohne ersichtlichen Zusammenhang und zwingenden Grund.«

Was hier als das Innere eines Gehirns beschrieben wird, ist zugleich die literarische Welt des Gerhard Roth. Auffallend jedenfalls, dass die Imagination des Schriftstellers sehr viel mehr zu Tage fördert als die handwerklich gewiss akkurate Präparation des Pathologen. Die physiologische Annäherung geht gewissermaßen ins Leere, denn die Träume, die Bilder, die Erinnerungen sind damit nicht zu greifen. Was Roth interessiert, sind die Nahtstellen, wo das Körperliche, der Materieträger, ins Immaterielle übergeht, wo die Bilder und die Worte, die Träume und die Kunst entstehen. All sein Schreiben hat mit derartigen Umschlagspunkten zu tun. Fiktion und Realität, Traumwelt und Rationalität, Wahnsinn und Normalität: Das sind bei ihm keine starren Gegensätze, sondern ineinander hineinragende, verschränkte Wirklichkeitsbereiche. Sein Interesse an der Psychiatrie, seine langjährige Auseinandersetzung mit Leo Navratil und den Künstler-Patienten von Gugging hat mit diesen Grenzüberschreitungen zu tun. Wahn ist nicht einfach das Kranke, Falsche, Auszuschließende, sondern eine bestimmte Form der Wahrnehmung, die erst einmal ernst zu nehmen ist mit ihrem Kreativitätspotential.

Roland Barthes hat die Neurose, diese mildere Form des Wahnsinns, einmal als »Notlösung« bezeichnet, als Notlösung nicht in Bezug auf das »Gesundsein«,

sondern in Bezug auf das ›Unmögliche‹ – ein Begriff, den er von Georges Bataille übernommen hat: »Die Neurose ist das bange Gewahrwerden des Unmöglichen in allem«. Und so folgert Roland Barthes: »Jeder Schriftsteller kann daher sagen: wahnsinnig kann ich nicht sein, gesund will ich nicht sein, also bin ich neurotisch.«

## Schreiben als Verdoppelung des Lebens

Gerhard Roth ist sich selbst nicht genug. Vielleicht ist der Wunsch, mehr zu sein als das, was man ist, die Triebkraft seines Schreibens. Über sich hinaus gelangt er ja ständig, indem er schreibt und indem er seine Biographie fiktional verdoppelt und sein Leben bevölkert mit all den Figuren, die er um sich herum geschaffen hat. Das Seltsame, das Aufregende, das Unerschöpfliche aber ist, dass er dabei selbst zu einer Romanfigur wird und sich gewissermaßen verdoppelt. Das Doppelgänger-Motiv durchzieht sein Werk und – als wäre sie eine absurde Erfindung von ihm – die Wirklichkeit. Es ist verrückt, aber es gibt einen anderen berühmten Autor mit Namen Gerhard Roth, und dann noch ausgerechnet einen Gehirnforscher, als wären die beiden tatsächlich eine literarische Spiegelung, indem sie sich von zwei Seiten aus mit demselben Gegenstand befassen. Doch auch dieser reale Doppelgänger ist Roth nicht genug. In »Orkus« tritt ein weiterer Gerhard Roth auf, als Kollege am Rechenzentrum Graz, wo Roth einmal gearbeitet hat, und da weiß man schon nicht mehr so recht, ob man ihm das jetzt glauben soll oder nicht. Der Wunsch, einen literarischen Doppelgänger zu haben, um sich in ihm selbst studieren zu können, wird dann aber einer Romanfigur in den Mund gelegt. Doch der Ich-Erzähler nimmt diesen Wunsch auf und macht ihn sich zu eigen, wenn er »zum ersten Mal den Wunsch verspürt, selbst zu einer literarischen Figur zu werden. Zu Sprache.«

Diesen Wunsch setzt Gerhard Roth in seinen Büchern konsequent um. Er ist doppelt da: als Schreibender und als Geschriebener, als Bewohner sich überlagernder, ineinander verschlungener Welten und ihrer Übergänge und Wechselbeziehungen. In »Orkus« heißt es dazu:

»Ich trenne übrigens die beiden Wirklichkeiten, die Wirklichkeit der Literatur und die Wirklichkeit des Lebens nicht, auch wenn ich sie, wenn ich will, auseinanderhalten kann, denn ich möchte nicht auf die Erhellungen und Verdunkelungen verzichten, auf die Spiegelungen und Widerspiegelungen, auf Imagination und innere Wahrheit – und vor allem nicht auf das Spiel mit den Möglichkeiten, die den wirklichen Ereignissen als geheime Chiffren innewohnen.

## Die »Liturgie des Nebensächlichen«

Damit bin ich wieder am Anfang und folge so der Figur des Möbiusbandes oder dem Lauf der Treppen in den Bildern von MC Escher, die in ihrer verdrehten Unendlichkeit dem Werk Gerhard Roths ähneln und in »Orkus« auch eine Rolle spielen. Ich hätte sicher auch über Wien sprechen können, die Archive, Katakomben und dunklen Orte der Stadt, die man mit Roth entdecken kann. Oder über den Justizapparat, oder über die österreichische Geschichte und Selbstvergessenheit, die ihn ständig beschäftigt. Ich wollte mich aber auf die Aspekte beschränken, die mir am wichtigsten sind. Das ist die Zeichenhaftigkeit der Welt und ihrer Wunder, die er durchsichtig zu machen versteht. »Liturgie des Nebensächlichen« hat er das einmal genannt.



»Alle die unzähligen, oft auswechselbaren Momente gewöhnlicher Wahrnehmung sollten wie ein durchgehendes Muster in einem Teppich das Wunderbare im Selbstverständlichen sichtbar werden lassen.«

Das ist der Kern der Poetik. Das Wunderbare aber ist das Rätsel der Welt und des Lebens, ist das Entdecken ihrer Zeichenhaftigkeit. Diese Zeichen verweisen auf einen Sinn, der nicht auszudeuten ist. Es bleibt immer ein Rätsel, der Grundriss eines Rätsels. Doch gerade darin besteht die verborgene Schönheit der Welt, so wie der Schriftsteller Artner sie sah, bevor es dem Schriftsteller Gerhard Roth gefiel, ihn in die Luft zu jagen. Artner ging es um:

»die Suche nach einer Poesie, die sich aus den Erscheinungen der Natur entwickelt: aus ihren geheimen und sichtbaren Anziehungskräften, aus ihrer Schönheit und Abgründigkeit, aus ihren heiligen Verwandlungen und ihren Grausamkeiten ...«

Mit Gerhard Roth begreifen wir:

»Selbst im Nichts war eine unbekante Welt verschlossen, wie ein Staubpartikel in einer leeren Schmuckkassette, das wusste ich, seit ich mich für Dichtung interessierte.«

Ich gratuliere diesem Zeichenleser, diesem Entdecker des Wunderbaren zur Verleihung des Jean-Paul-Preises, ich gratuliere der Jury für diese großartige Wahl und danke Ihnen allen für Ihre Aufmerksamkeit.

Jörg Magenau ist Literaturkritiker und Sachbuchautor. Seine journalistische Arbeit wurde mehrfach ausgezeichnet, etwa mit dem Alfred-Kerr-Preis. Er verfasste u. a. Biographien über Christa Wolf (2002) und Martin Walser (2005).

Der Schriftsteller Gerhard Roth wurde im Oktober 2015 von Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle mit dem Jean-Paul-Preis ausgezeichnet. Der 1942 in Graz geborene Erzähler, Dramatiker, Essayist und Fotograf lebt in Wien und der Südsteiermark. Seine großen Romanzyklen Die Archive des Schweigens (1980-1991) und Orkus (1995-2011) umfassen allein insgesamt 15 Einzelwerke.

Aus der Jury-Bewertung: »Roths große Romanzyklen sind Entdeckungsfahrten in das Unbewusste. Sie thematisieren die Gewalt der menschlichen Verhältnisse, die verdrängte Geschichte vom letzten Jahrhundert bis in die Gegenwart und geben den Opfern eine Stimme. Seine Arbeiten erzeugen in ihrer klaren Sprache und den kriminalistischen Erzählstrukturen die Lust, die Wirklichkeit und das oft unverständliche Verhalten der Menschen in ihr zu deuten.« Roths Werk zeichne sich durch einen präzisen und enzyklopädischen Blick auf Wahn und Tod sowie durch die Angst vor beiden aus.

Gerhard Roths Dankrede für den Jean-Paul-Preis ist nachzulesen im Literaturportal Bayern unter [literaturportal-bayern.de/autorinnenblog?task=lpbblog.default&id=1060](http://literaturportal-bayern.de/autorinnenblog?task=lpbblog.default&id=1060)





## Resultate

### Ein Schmetterling kehrt zurück!

In der DDR entzogen – vom Freistaat Bayern zurückgegeben:  
Das Bayerische Nationalmuseum restituiert ein  
»Schloßbergungsobjekt«

Text: Alfred Grimm

Am 12. Dezember 1968 hat der Düsseldorfer Industrielle Ernst Schneider (1900–1977) seine Sammlung von Meißeener Porzellanen aus dem 18. Jahrhundert dem Freistaat Bayern übergeben; seit 1971 werden sie im Schloss Lustheim, einem Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseums, präsentiert. Zu den insgesamt 1434 Objekten gehören auch mehrere Teller, die auf der Oberseite als zentrales Motiv einen großen bunten Schmetterling zeigen, der sich auf einem Zweig niedergelassen hat. Dieses nach Kopien chinesischer Porzellane gefertigte Schmetterlingsdekor ist charakteristisch für ein zwischen 1735 und 1740 von der Meißeener Porzellanmanufaktur gefertigtes Tafelservice, das beispielsweise auch der Dresdner Hof im kurfürstlich-sächsischen Jagdschloss Hubertusburg benutzte. Dieses Prunkservice mit dem »chinesischen Schmetterling« wurde von der Meißeener Porzellanmanufaktur auf Bestellung verkauft, so sehr wahrscheinlich auch an den kursächsischen Diplomaten Ludwig Siegfried Graf Vitzthum von Eckstädt

(1716–1777), der von 1768 bis zu seinem Tod als Oberkämmerer am Hof von Kurfürst Friedrich August III. von Sachsen (1750–1827; ab 1806 König Friedrich August I.) auch Leiter der kurfürstlichen Sammlungen war.

WÄHREND DIE UNTERSEITE sämtlicher aus der Sammlung von Ernst Schneider stammenden Teller mit dem Schmetterling neben den beiden in Unterglasurblau aufgetragenen gekreuzten Schwertern – als typischer Marke der Meißener Manufaktur – auch in Schwarz aufgeklebt die jeweilige Inventarnummer der Sammlung Ernst Schneider (ES) aufweist, trägt nur einer davon die handschriftlich mit roter Farbe deutlich sichtbar aufgebrachte Sigle »Wö I, C 199« (BNM Inv.-Nr. ES 1218). Durch diese signifikante Kennzeichnung war dieser Teller jedoch einst Teil des Vitzthum'schen Familienservices – und er ist damit zugleich historisches Zeugnis für ein in vielfacher Hinsicht charakteristisches, bislang allerdings nur wenig beachtetes bzw. im öffentlichen Bewußtsein kaum wahr genommenes Kapitel deutsch-deutscher Geschichte.

ZU DEN BESITZUNGEN der Familie Vitzthum von Eckstädt gehörte das bei Leipzig gelegene, 1695/1703 vom kursächsischen Rittmeister und Veteran der Türkenkriege Christoph Vitzthum von Eckstädt (1633-1711) erbaute Schloss Schönwölkau, das Reichsgraf Friedrich I. Vitzthum von Eckstädt (1675-1726), Geheimer Kabinettsminister unter August dem Starken (1694-1763), im Stil des Barock hatte umgestalten und erweitern lassen. Schloss Lichtenwalde nahe Chemnitz war 1764 von Graf Friedrich Carl von Watzdorf (1697-1740) über seine Witwe und Universalerbin, Henriette Sophia, geborene Gräfin Vitzthum von Eckstädt (1701-1772), an deren Familie gefallen; bis 1945 war es Stammsitz der 1711 in den erblichen Reichsgrafenstand erhobenen Grafen Vitzthum von Eckstädt. Im Juli 1945 beschlagnahmte die Rote Armee das Schloss und war dort bis Dezember 1945 einquartiert; während dieser Zeit wurde es geplündert, so dass nach Abzug des sowjetischen Militärs fast die gesamte Innenausstattung nicht mehr vorhanden war. Als einziges Familienmitglied lebte Hedwig Sibylle Gräfin Vitzthum von Eckstädt (1862-1951), die Witwe des letzten Majoratsherrn Otto Friedrich Hermann Günther Graf Vitzthum von Eckstädt (1855-1936), bis zu ihrem Tod im »Lichtenwalder Exil«. Zu DDR-Zeiten diente Schloss Lichtenwalde unter anderem als Kurheim, später als Heilstätte für Lungenkranke, ab 1972 als Akademie des Gesundheitswesens, und von 1951 bis 1952 nutzte ein Bildungszentrum des sächsischen Sozialministeriums das Gebäude. Heute befindet sich das prachtvoll sanierte Schloss im Eigentum des Freistaates Sachsen.

Auch das nach der deutschen Wiedervereinigung von der Treuhandanstalt an eine Investorengruppe verkaufte, heute der »Kulturzentrum Schloss Schönwölkau Besitz GmbH« gehörende und leider zunehmend vom Verfall bedrohte Schloss Schönwölkau war im Jahr 1945 zunächst von der Roten Armee in Besitz genommen worden. Doch im Gegensatz zu Schloss Lichtenwalde war in Schönwölkau auch nach 1945 zumindest noch ein Teil der originalen Ausstattung weitgehend intakt erhalten geblieben. Dazu gehörte ein um 1720 angefertigter großer Wellenschrank, in dem das Schmetterlingsservice nachweislich bis 1951 aufbewahrt wurde, und der noch bis 1991 zwar unbeschädigt, inzwischen jedoch leergeräumt, in der Eingangshalle von Schloss Schönwölkau stand. Im Rahmen der von der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) in der Sowjetischen Besatzungszone durchgeführten landwirtschaftlichen Bodenreform vom 10. September 1945, bei der Großgrundbesitz und Rittergüter in Volkseigentum überführt wurden, hatten alle Großgrundbesitzer, die mehr als 100 Hektar Land besaßen, nicht

nur ihr Land, sondern auch ihren gesamten Besitz abgeben müssen, sind also entschädigungslos enteignet worden – und zu den in Schloss Schönwölkau beschlagnahmten Besitztümern gehörte auch das als »Vitzthum-Service« bekannte Meißener Schmetterlingsservice.

DIE VITZTHUM'SCHEN Besitzungen in Klein-Wölkau, einschließlich Schloss Schönwölkau, wurden nach der Enteignung in die Rechtsträgerschaft der Gebietsvereinigung Volkseigener Güter (GVVG) Torgau überführt, später in die Rechtsträgerschaft der Vereinigung Volkseigener Güter Halle/Saale, Volkeigenes Gut Kleinwölkau (Volksgut). Im Zusammenhang mit der Enteignung der Güter wurde auch das bewegliche Vermögen von Carl Hermann Graf Vitzthum von Eckstädt (1882-1945) eingezogen. Am 29. Dezember 1948 sollten Bücher, Kunstmöbel und Archivalien von Kleinwölkau nach Halle verbracht werden. In einem Schreiben vom Februar 1949 an die Wirtschaftsoberleitung Kleinwölkau heißt es bezüglich der Verlagerung von Kunst- und Kulturgut, dass unter anderem Bilder, Porzellane und Gläser, Kultursilber und historische Waffen abtransportiert werden, doch sollte ein Speiseservice – das Schmetterlingsservice – zunächst als Leihgabe im Gut verbleiben. Am 13. Januar 1951 informierte die Landesgalerie Sachsen-Anhalt das Volksgut Kleinwölkau darüber, dass ein Angestellter damit beauftragt worden sei, die dort in Verwahrung befindlichen Porzellane und Silbergegenstände aus dem ehemaligen Großgrundbesitz Klein-Wölkau in die Landesgalerie Moritzburg in Halle zu überführen. Die Kastellanin von Schloss Schönwölkau hat daraufhin zusammen mit ihrer Tochter das »Vitzthum-Service« verpackt und dem Vertreter der Landesbodenkommission übergeben. Das Volkseigene Tierzuchthauptgut Kleinwölkau teilte in einem Schreiben vom 21. März 1951 an die Landesgalerie mit, dass die Gegenstände zwar im Auftrag der Landesbodenkommission abgeholt und vorher ordnungsgemäß inventarisiert worden seien, eine Übergabebescheinigung jedoch noch ausstehe. Daraufhin bestätigte der dafür zuständige Landesmuseumspfleger am 8. Juni 1951 dem Volksgut Kleinwölkau den Empfang des am 16. Januar 1951 abtransportierten und in der Moritzburg in Halle eingelagerten Kunst- und Kulturguts: Neben 29 Bildern verschiedener Größe (Öl und Graphik) und 89 historischen Waffen und Rüstungsteilen auch 477 Teile Kunstgewerbe (Porzellane, Fayencen, Zinn und versilbertes Zinn) – darunter auch 54 Menüteller des Schmetterlingsservices –, die mit »Wö, römische Ziffer, Großbuchstabe, arabische Ziffer« inventarisiert bzw. gekennzeichnet wurden, wobei »Wö« für Wölkau = (Schloss) Schönwölkau steht.

AUFGRUND DER SIGLE »Wö I, C 199« des im Bayerischen Nationalmuseums befindlichen Tellers lässt sich dieser eindeutig als einer der Menüteller identifizieren, die im Rahmen der »Schloßbergungsaktion« der Familie Vitzthum von Eckstädt entzogen worden sind, nicht jedoch um einen bereits am 4. Dezember 1919 im Berliner »Kunst-Auctions-Haus Rudolph Lepke« unter der Nummer 952 verauktionierten »Meißener Teller aus dem Vitzthum-Service«. Dadurch konnte nunmehr dieses Objekt auf der Grundlage des Gesetzes über die Entschädigung nach dem Gesetz zur Regelung offener Vermögensfragen und über staatliche Ausgleichsleistungen für Enteignungen auf besatzungsrechtlicher oder besatzungshoheitlicher Grundlage vom 27. September 1994 (hier: Rückgabe beweglicher Sachen nach dem Gesetz über staatliche Ausgleichsleistungen für Enteignungen auf besatzungsrechtlicher oder besatzungshoheitlicher Grundlage, die nicht mehr rückgängig gemacht werden können) den rechtmäßigen

Eigentümern durch Rückübertragung beweglicher Vermögenswerte zurückgegeben werden, was nun – wie bereits in der FAZ-Beilage »25 Jahre deutsche Einheit« vom 26.09.2015 im Beitrag »Geschichte zweier Schlösser « von Andreas Platthaus angekündigt – am 4. Dezember 2015 erfolgt ist.

Aus der Meißener Porzellansammlung von Ernst Schneider sind vom Bayerischen Nationalmuseum bereits mehrere Objekte restituiert worden, so 1995 an die Nacherben von Gustav Klemperer, Edler von Klemenau (1852/1926) eine Doppelkürbisvase (BNM Inv.-Nr. ES 75) und 2012 eine Teekanne und ein Suppentöpfchen (BNM Inv.-Nr. L ES 324a-b; L ES 1793a-b) – die sämtlich nach erfolgter Restitution vom Freundeskreis des Bayerischen Nationalmuseums erworben wurden bzw. durch Zahlung einer Entschädigung in das Eigentum des Freistaates Bayern übergegangen sind –, sowie 2011 an die Porzellansammlung im Dresdner Zwinger drei Meißener Vasen (BNM Inv.-Nr. ES 663a-b, ES 801, ES 1056a-b), die während der kriegsbedingten Auslagerung abhandengekommen und auf bisher ungeklärtem Weg in den Kunsthandel gelangt waren.

NEBEN DER ERSTMALIGEN Ermöglichung der Rückübertragung von nachweislich DDR-entzogenem Kulturgut an die rechtmäßigen Eigentümer kommt das Bayerische Nationalmuseum somit also auch der sich aus der »Washingtoner Erklärung« (Washington Principles) vom 3. Dezember 1998 und der im Dezember 1999 verabschiedeten »Erklärung der Bundesregierung, der Länder und der kommunalen Spitzenverbände zur Auffindung und zur Rückgabe NS-verfolgungsbedingt entzogenen Kulturguts, insbesondere aus jüdischem Besitz« resultierenden Verpflichtung, »gerechte und faire« Lösungen zu finden, in vollem Umfang nach.

Dr. Alfred Grimm ist Ägyptologe, Kunsthistoriker, Assyriologe und Philologe des christlichen Orients. Er war von 1990 bis 2014 Hauptkonservator und stellvertretender Direktor des Staatlichen Museums Ägyptischer Kunst in München. Seit Mai 2014 leitet er als Beauftragter für Provenienzforschung das gleichnamige Referat am Bayerischen Nationalmuseum. Seit Juni 2015 ist er Vorsitzender des Forschungsverbundes Provenienzforschung Bayern.



## Aviso Einkehr

### DAS GASTHAUS ZUM FREISCHÜTZ IN LANDSHUT

Text: Gerald Huber

DIE MITTELALTERLICHE LANDSHUTER »Neustadt « war jahrhundertlang der Schrankenplatz, also der Getreide- und Gemüsemarkt der Stadt. Besonders die untere Neustadt war fest in der Hand der Bauern aus dem Umland. Noch bis ins

zwanzigste Jahrhundert hinein befand sich dort in nahezu jedem zweiten Haus eine Wirtschaft und man wusste genau, bei welchem Wirt die Boten und Bauern aus einem bestimmten Dorf einzukehren pflegten, wenn sie ihre Geschäfte gemacht hatten. Erst die Nachkriegszeit hat dieser alten Kultur den Garaus gemacht: Niemand muss sich mehr vor dem stundenlangen Gang oder der kaum kürzeren Fahrt ins Heimatdorf stärken, das uralte Botensystem in die umliegenden Dörfer erledigte das Telefon. Geschäfte werden heute kaum mehr auf offener Straße oder in Wirtshäusern getätigt; wo früher Marktstände aufgebaut wurden, parken längst Autos.

An den Wirtshäusern wie dem »Gasthof zum Goldenen Löwen«, wo Clemens Brentano einmal an seinen »Romanzen vom Rosenkranz« geschrieben hat, dem »Hoferbräu« oder dem »Duschlbräu« ist diese Entwicklung nicht spurlos vorbeigegangen: Sie mussten schließen. Allein das Gasthaus »zum Freischütz« in unmittelbarer Nachbarschaft zum »Duschl« und zum »Hofer« konnte sich halten, obwohl auch hier die Zukunft lange Zeit höchst ungewiss war. Erst als die Stadt ihren Wochenmarkt wieder in die untere Neustadt verlegte, ging es mit der historischen Gastwirtschaft wieder bergauf.

ZURZEIT WIRD DAS Haus bei laufendem Betrieb umfassend restauriert. Die spätklassizistische Fassade des 1475 erstmals erwähnten Hauses ist bereits fertiggestellt. Der breite Fletz mit der schweren Holzbalkendecke, durch den einmal die Bauernrösser zu den Stallungen hinten im Hof geführt wurden, beherbergt heute die Schwemme des Gasthauses; derzeit wird gerade an der Sanierung des historischen Treppenhauses gearbeitet, im ersten Stock wird ein Saal ausgebaut. Unberührt davon bleiben die Gaststube und das Nebenzimmer. Sie waren nach schweren Tieffliegerschäden, die das Haus in den letzten Kriegstagen erlitten hatte, 1950 im »Heimatschutzstil« wiedererstanden.

Im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit war das Haus Neustadt 446 vermutlich eine Weinschänke, später wurde es ein Patrizierpalais, beherbergte Bürgermeister und kurfürstliche Regierungsräte. 1822 schließlich änderte sich die Geschichte des Hauses grundlegend. Der Lebensmittelhändler André Gallner kaufte der letzten Besitzerin, einer »Oberstenswitwe«, das stattliche zweistöckige Haus mit den fünf Fensterachsen ab und begann anscheinend sofort mit dem Umbau. Wenig später kaufte Gallner ein nahegelegenes Bräuhaus, um von dort das Bierbrau- und Ausschankrecht auf sein neuerstehendes Gasthaus zu übertragen.

AM 31. MÄRZ 1823 schließlich konnte er eröffnen – unter dem Namen »zum Freischütz«. Einer der ganz frühen Fälle, in denen ein Gasthof nicht nach seinem Besitzer oder seiner Funktion benannt wurde, sondern einen Modenamen erhielt. Zwei Jahre zuvor nämlich, 1821, hatte Carl Maria von Webers Oper »Der Freischütz« seine triumphale Uraufführung erlebt, die Musik daraus hatte ihren Siegeszug durch die deutschen Salons angetreten. Am Faschingssonntag 1823 etwa, also kurz vor der Eröffnung des Gasthauses, hatte ein Kreis junger Leute in Landshut ein großes Freischütz-Maskenfest veranstaltet, bei dem die Schlager aus der Oper erklangen. Es war die Landshuter Universitätszeit, die Zeit der »Landshuter Romantik«, verbunden mit den Namen Sailer, Feuerbach, Savigny, Brentano. Man kann sich gut vorstellen, dass Gallners Rechnung, mit »zum Freischütz« einen recht romantischen Namen zu wählen, bei Studenten und Professoren gleichermaßen aufging.



Fünf Wirte erlebte das Gasthaus, bevor 1941 die Landshuter Brauerfamilie Koller den Freischütz kaufte und als Pachtbetrieb fortführte. Die jüngste Freischütz-Wirtin ist seit Januar 2015 die 27-jährige Martina Brandmeier. Sie hat ihr Handwerk im noblen Münchner Mandarin-Oriental-Hotel gelernt, will aus dem Freischütz aber keine geschleckte, auf historisch getrimmte Wirtschaft machen. »Der Freischütz hat Tradition, die reicht von der Vergangenheit in die Gegenwart – schick war er nie und soll er auch nicht sein«, sagt sie. Die Einrichtung ist frei von wohlfeilen Dekoartikeln und wird auch nach dem Abschluss der Renovierungsarbeiten einen völlig ungeschmäcklerischen Mix aus fast zweihundert Jahren Wirtshaus-Geschichte zeigen.

EBENSO BUNT IST die Karte: Bayerische Klassiker von der Brotsuppe bis zum Geräucherten Wammerl mit Sauerkraut und Semmelknödel sowie Spezialitäten aus der Kronfleischküche wie Kalbslüngerl, saure Leber vom Schwein oder gebackene Milzwurst stehen da neben der Currywurst. Jeden Wochenmarktfreitag gibt's vor dem Wirtshaus Bier und Weißwurst und einmal monatlich Blasmusik. Zur jungen Wirtin kommen jetzt auch junge Gäste. Aus der Studentenwirtschaft der Romantik, die zwischenzeitlich Gefahr lief, zum Bierdimpfl-Biotop zu verkommen, ist ein modernes Wirtshaus geworden. Ein Wirtshaus, wie es nicht nur in Landshut selten geworden ist.

Der Journalist und Schriftsteller Gerald Huber ist mit legendären, mehrfach ausgezeichneten Beiträgen zur bayerischen Sprache und Geschichte nicht nur in Fachkreisen eine bekannte Größe.

### Wegbeschreibung

Das Gasthaus zum Freischütz befindet sich in der Landshuter Neustadt. Um Irrfahrten von aviso-Lesern (ohne Navi) beim ersten Besuch von auswärts vorzubeugen: Die Neustadt ist eine der beiden Hauptstraßen im Altstadtensemble und befindet sich im Zentrum von Landshut.

### Gasthaus zum Freischütz

Martina Brandmeier  
Neustadt 446 | 84028 Landshut  
Telefon: 0871 . 4303779  
[www.freischuetz-landshut.com](http://www.freischuetz-landshut.com)

### EINKEHR

DIE SCHÖNSTEN DENKMALGESCHÜTZTEN WIRTSHÄUSER UND GASTHÖFE IN BAYERN SIND (NOCH) NICHT SO BEKANNT WIE VIELE UNSERER SCHLÖSSER, BURGEN UND KIRCHEN. DAS MUSS SICH ÄNDERN! IN »aviso EINKEHR« STELLEN WIR IHNEN DES HALB DIE SCHÖNSTEN KULINARISCHBAVARISCHEN MUSENTEMPEL VOR: ALLE RESPEKTABLE UND AUTHENTISCHE ZEUGNISSE UNSERER REICHEN BAU KULTUR UND: IN ALLEN KANN MAN HER VORRAGEND ESSEN, IN MANCHEN AUCH ÜBERNACHTEN.



## Postskriptum

### DEPESCHE AUS DER VILLA CONCORDIA

### JEAN PAUL SAGT: DAS LEBEN, DAS SIND DREI

### FLIEGENDE MINUTEN...

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

alle gut gerutscht? Wir halten Ausschau nach dem neuen Jahr und können schon flüstern, dass wir nach unseren wunderbaren norwegischen Gästen italienische beherbergen, veranstalten, kennen lernen dürfen. Ab Mitte April verspricht Bamberg den neuen Stipendiatinnen und Stipendiaten: dolce Vita im fränkischen Rom. Oder so ähnlich. Nun aber erst mal das Jahr beginnen... Ich finde das ist immer ein bisschen wie Socken stricken: Maschen zählen, keine fallen lassen, das Strickzeug pfleglich behandeln, neue Farben wählen, los geht's. Bei uns beginnt's mit großer Produktion in kleiner, feiner Ausführung im Studio des ETA Hoffmann Theaters in Bamberg: Helga Pogatschars Oper »Drei fliegende Minuten« am 9. und 10. Januar. Die Komponistin aus München war 2005 Stipendiatin in der Villa Concordia. Am 25.1. folgt die Eröffnung der Kurzfilmtage im Saal der Villa unter Einbeziehung der filmischen und szenischen Arbeiten von Siri Hermansen, Evan Gardner (dessen Musik für den Kurzfilm »Sniffer« preisgekrönt ist) und Arild Vange. Ausstellungseröffnung dann am 27.1.: »Dreaming in the Stonebed Valley« – eine hoch poetische Auseinandersetzung mit dem zerrissenen Israel und seinen Bewohnern, seiner Fauna und Flora, die bei aller Unschuld auch dem Konflikt unterworfen sind. In Bamberg glänzt zur gleichen Zeit ein großes Aufgebot an

Literaten. Von Donna Leon bis Durs Grünbein kann in Zeichen und Zeilen geschwelgt werden. Am 17.2. nehmen wir Abschied von unserem norwegisch-deutschen Jahrgang und versüßen das Scheiden mit der Vorstellung des neuen Concordi.A.-Magazins von 2xGoldstein aus Karlsruhe. Das ist ein großer Abend, der sich etabliert hat und nur gespiegelt wird vom Benvenuto an die neuen Gäste am 11.5. – zu beiden Abenden ein herzliches Willkommen! Michael Rutschky kommt als ehemaliger Stipendiat, aber wichtiger noch: Mit neuem Buch zu uns am 24.2. und unsere Autorinnen und Autoren gehen in Ebrach und in Bamberg auf Einladung in die Gefängnisse und lesen vor. Mitte März verlassen uns die künstlerischen Zugvögel und suchen neue Orte auf und wir putzen die Nester, machen uns wieder stadttund startfein für die Neuen.

Aus dem Künstlerhaus wünschen wir uns nicht nur Begegnungen mit Ihnen durch das Jahr, sondern Ihnen und Ihren Familien Gesundheit und Glück, Freude an Kultur und Zeit für sie.

Mit vielen Grüßen aus Bamberg,

Ihre Nora-Eugenie Gomringer

PS: Lust auf einen kleinen Film-Gag? [https://www.youtube.com/watch?v=iOg1pHJf\\_x4](https://www.youtube.com/watch?v=iOg1pHJf_x4)

ZUR ÜBERSCHRIFT »RUS IN URBS«

IN AVISO 4|2015

Text: Josef H. Reichholf

»Rus in urbe« So hieße es richtig! Und man sollte nicht einfach übernehmen, was falsch gemacht worden war. Schon gar nicht, wenn man, wie ich, im Gymnasium Latein gehabt hatte (was sogleich ein mea culpa – Gefühl auslöste). Aber die Phrase verbindet die beiden lateinischen Substantive »rus« und »urbs« über das Englische »in«. Entstanden ist sie offenbar über »rus et urbs« und der Kontrastierung davon als »rus vs. (versus) urbs«, bevor von Britischen Landschaftsarchitekten im Sinne der Integration von Elementen des Landes (Natur) in die Stadtentwicklung übernommen wurde. Ich bevorzuge »Stadtnatur« (so der Titel meines 2007 erschienenen, diesbezüglichen Buches), was allerdings manche Naturschützer für widersinnig hielten.



## IMPRESSUM

© Copyright:

Bayerisches Staatsministerium für  
Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst

Salvatorstraße 2 | 80333 München

ISSN 1432 6299

Redaktion:

Toni Schmid (verantw.)

Dr. Elisabeth Donoughue

Silvia Schwaldt (Adressenverwaltung)

redaktion.avisostmbw.bayern.de

Telefon: 089 . 21 86 22 42

Fax: 089 . 21 86 28 13

aviso erscheint viermal jährlich.  
 Titelbild:  
 Udo Andraschke, Leiter der Zentralkustodie  
 der Friedrich Alexander Universität  
 Erlangen Nürnberg  
 mit Abguss der Laokoon Gruppe  
 Foto: Georg Pöhlein  
 Gestaltung:  
 Gisela und Walter Hämmerle  
 Atelier für Gestaltung | 84424 Isen  
 www.atelier haemmerle.de  
 Gesamtherstellung:  
 Bonifatius GmbH | Druck Buch-Verlag  
 Karl Schurz Str. 26 | 33100 Paderborn  
 www.bonifatius.de

## PETER ENGEL

### WIE ICH ES SEHE

